

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

126. Jg. 26./27. Januar 2019/ Nr. 4

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,80 Euro, 2063



Seit 25 Jahren verschwunden

Im „Bambinello“ der Kirche Santa Maria in Aracoeli sahen viele Römer ein Symbol ihrer Identität. 1994 wurde das hölzerne Christkind gestohlen. Der Fall konnte nie aufgeklärt werden (Foto: KNA). **Seite 7**

Der „braune Conrad“ auf dem Bischofsstuhl



Einerseits war er Mitglied der SS, andererseits protestierte er gegen die Euthanasie: Wie Conrad Gröber, Erzbischof von Freiburg, zum Nationalsozialismus stand, ist umstritten (Foto: gem). **Seite 19**

Wo die Heilige Schrift lebendig wird

Wer Erlebnisräume betritt, der sehe. Wer Hörstationen bevorzugt, der höre: Ein Museum in Frankfurt macht die Bibel für alle Sinne begreifbar (Foto: KNA). **Seite 2/3**



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Für Milliarden Christen bilden Altes und Neues Testament die Heilige Schrift. In vielen Haushalten fristet das „Buch der Bücher“ – hierzulande zu meist noch in der Einheitsübersetzung von 1980 – dennoch häufig nur eine Existenz am Rande des Bücherregals. Keineswegs alle Gläubigen lesen regelmäßig darin.

Das möchte der Ökumenische Bibelsonntag ändern. Die christlichen Kirchen in Deutschland begehen ihn stets am letzten Januar-Sonntag und erinnern damit an das, was alle Christen – unabhängig von ihrer Konfession – eint und verbindet. Der Bibelsonntag ruft dazu auf, die Bibel neu zu entdecken und aus ihr Kraft für das tägliche Leben zu schöpfen.

Dass das „Buch der Bücher“ im wahrsten Sinne „anziehend“ sein kann, beweist das Frankfurter Bibelhaus. Hier können schon die Kleinsten in die Lebenswelt des Alten und Neuen Testaments eintauchen und sich beispielsweise wie Beduinen verschleiern (Seite 2/3). Meine dreijährige Tochter Elisa hätte dort bestimmt viel Spaß. Wenn sie in ein großes Badetuch gehüllt aus der Dusche kommt, sagt sie oft voller Freude: „Ich bin die Maria.“



Ihr
Thorsten Fels,
Chef vom
Dienst

Goldmedaillen für den Vatikan?

Seit kurzem hat der kleinste Staat der Welt einen eigenen Sportverein: Athletica Vaticana. Damit könnte der Vatikan eine Mannschaft bei den nächsten Olympischen Sommerspielen 2020 in Tokio stellen. **Seite 6**



Foto: KNA

GEHEIMNISSE DES GLAUBENS

Expedition in die Bibel

Frankfurter Museum macht Wort und Welt des Buchs der Bücher lebendig

FRANKFURT/MAIN – Die Bibel neu entdecken, verstehen lernen, in ihr eine Inspiration für das tägliche Leben sehen: Das sind die Ziele des Ökumenischen Bibelsonntags, den die christlichen Kirchen in Deutschland immer am letzten Sonntag im Januar veranstalten. Ein besonderes Museum im Herzen Frankfurts bietet dagegen das ganze Jahr über „Bibeltage“. Die Lebenswelt des Alten Testaments und Jesu Christi sind hier durch Erlebnisräume und archäologischen Funden begeh- und begreifbar.

„Muss ich die ganze Zeit so rumlaufen?“ David beschleichen Zweifel, ob die Sache mit dem Beduinenkostüm wirklich so eine gute Idee war. Der Drittklässler, bekleidet mit einem weißen, weiten Gewand und der traditionellen Kopfbedeckung, der Kufiya, steht im ersten Stock des Bibelhauses in Frankfurt am Main. Hinter ihm befindet sich ein klassisches Nomadenzelt aus beige Tuch, vor ihm eine Gruppe feixender Altersgenossen aus den beiden

Kommuniongruppen der Gemeinde Sankt Martin im hessischen Dietzenbach: „Du siehst aus wie ein Pfarrer“, bekommt er zu hören.

Elise, die in der Zwischenzeit in die weibliche Tracht mit rotem Kopftuch und schwarzem, mit Geschmeide verzierten Gesichtsschleier geschlüpft ist, hat mehr Glück. „Oh, das ist schöner“, lautet das einhellige Urteil. David und Elise sollen nun als „Gastgeber“ im Zelt fungieren. Die 27-jährige Archäologiestudentin Esther Ilka schildert derweil den jungen Besuchern des Museums den Alltag der Nomaden, deren Weltbild und Weltansicht sich vor allem in den Erzählungen des Alten Testaments wiederfindet.

Die Kleidung, so erzählt sie, soll vor den Sonnenstrahlen und dem feinkörnigen Wüstensand schützen. Da schlägt auch schon die Stunde von David und Elise. Sie dürfen den anderen zur Begrüßung einen Flakon mit Nardenöl anreichen. „Iih“, gellt es durch den Raum. Das aus einer Himalayapflanze gewonnene Öl riecht tatsächlich ein wenig streng, war aber schon zu biblischen Zei-

ten Sinnbild der Gastfreundschaft – und extrem teuer.

Wege zu Wasser und Brot

Esther Ilka lässt sich nicht weiter beirren, erzählt vom Leben in einer eigentlich lebensfeindlichen Umgebung. Mit einem schweren Mahlstein dürfen die Kinder Getreidekörner in Mehl verwandeln. Dann holt die Archäologiestudentin einen Beutel aus Ziegenhaut hervor. Zwei Liter Wasser passen da hinein – stundenlang seien die Menschen oft unterwegs, um an das Nass zu kommen. Beeindruckte Stille erfüllt den Raum.

„Entdecken, staunen, erleben“ – mit diesem Dreiklang lädt das 2003 eröffnete Bibelhaus seine Besucher zu einer „Expedition in die Welt der Bibel“ ein. Die von der Frankfurter Bibelgesellschaft getragene Einrichtung liegt ein wenig versteckt hinter dem Museumsufer mit seinen großen Häusern wie dem Städel oder der Skulpturensammlung im Liebighaus. Gegenüber so viel Renommee will das „Erlebnis Museum“

punkten mit einer laut eigenen Angaben deutschlandweit einzigartigen Kooperation mit der Israelischen Antikenverwaltung in Jerusalem sowie mit rund 300 archäologischen Original-Exponaten.

Während auf der anderen Seite des Mainufers die Türme der Großbanken in den Himmel ragen, tauchen David und Elise – nun wieder ohne Beduinen-Outfit – mit den anderen in die Welt der antiken Geldwirtschaft ein. Sie erfahren, dass man zu Jesu Zeiten etwa einen Denar brauchte, um die Familie zu ernähren. Die Aussicht, mit 13 oder 14 Jahren einen eigenen Beruf ergreifen zu müssen, stößt auf große Begeisterung. Die Ansage, dann auch steuerpflichtig zu sein, wird dagegen mit einem ablehnenden „Oh nein!“ quittiert.

Pro Jahr besuchen rund 25 000 Menschen und 1200 Gruppen das Museum mit seinen 500 Quadratmetern Ausstellungsfläche. „Besonders erfreulich ist die hohe Anzahl der Schulklassen“, heißt es auf der Internetseite. „Kinder sind immer ein sehr dankbares Publikum“,



Die Bibel zieht an – auch im wahrsten Sinne des Wortes: Die Kommunionkinder David und Elise tragen Kleidung wie die Menschen im Alten Testament.



▲ Mit allen Sinnen erleben: Mit einem Mahlstein können Kinder selbst Getreide zu Mehl verarbeiten (links) und erfahren, wie beschwerlich das Leben der Nomaden war. Multimediale Hörstationen (rechts) ermöglichen einen interaktiven Zugang zu den Texten des Neuen Testaments. Fotos: KNA

weiß Ilka aus inzwischen mehrjähriger Erfahrung als Museumsführerin. Die Gruppe aus Dietzenbach ist inzwischen am Nachbau eines Brunnens angelangt, aus dem sie versuchen, ein schweres Gewicht als Äquivalent für 20 Liter Wasser nach oben zu ziehen. Noch einmal wird deutlich, welche Rolle das lebenswichtige Element in trockenen Gegenden wie Israel spielt. Und wie schweißtreibend es mitunter ist, daran zu kommen.

Bootfahrt mit Jesus

Der eigentliche Höhepunkt steht freilich noch bevor. Mitten im Raum befindet sich der neun Meter lange Nachbau eines Fischerbootes, wie es zu Jesu Lebzeiten auf dem See Genezareth verkehrte. Gemeinsam mit Esther Ilka entern die Kommunionkinder den Kahn. An Bord stellen sie die in den Evangelien überlieferte Geschichte der Überfahrt nach, die Jesus mit seinen Jüngern

unternimmt und in deren Verlauf ein schwerer Sturm aufzieht.

Große Percussion-Instrumente und sogenannte Wellentrommeln, die durch ihre Füllung aus tausenden kleinen Stahltrommeln wie Meeresschalen klingen, lassen Wind und Wellen lebendig werden. An Bord

erhebt sich schauerliches Wehklagen – so wie damals, als die Jünger ihren nahenden Tod vor Augen hatten. „Meister, kümmerst es dich nicht, dass wir zugrunde gehen?“, fragen sie Jesus, der sich weiter hinten im Boot zum Schlafen hingelegt hat. Im Bibelhaus tritt nun ein sehr junger Jesus an die Reling und befiehlt dem Sturm mit fester Stimme: „Schweig, sei still!“

„Eine einmalige Gelegenheit, ein deutsches Museum zusammen-

zuschreien“, nennt Ilka diese finale Lektion. „Das gibt’s nur hier.“ Die achtjährige Emily jedenfalls ist begeistert. Das Boot sei schon sehr toll gewesen, das Zelt natürlich ebenfalls. Nachdenklich stimmt sie dagegen Jesu Ende am Kreuz: „Dass die Römer sowas gemacht haben.“

Irgendwo weiter hinten in einer Vitrine findet sich ein Fersenknochen, durch den ein Nagel getrieben wurde. Ein Abguss des einzigen Fundes, der die Kreuzigungsstrafe im Palästina des ersten nachchristlichen Jahrhunderts archäologisch belegt. Da dürfte auch manchem erwachsenen Besucher ein Schauer über den Rücken laufen.

Joachim Heinz

Information:

Das Bibelmuseum in Frankfurt ist dienstags bis samstags von 10 bis 17 Uhr, am Sonntag von 14 bis 18 Uhr geöffnet. Führungen sind auch außerhalb der Öffnungszeiten möglich. Information unter www.bibelhaus-frankfurt.de.



„Habt ihr noch keinen Glauben?“, fragt Jesus bei der Überfahrt über den See Genezareth. Wer selbst im neun Meter langen Nachbau saß, wird tiefer über diese Worte nachdenken.

Kurz und wichtig



Kirche beleidigt

Weil sie Schmähtransparente gegen Papst und Kirche in Rom aufhängen wollten, hat die Polizei drei Männer festgenommen. Auf einem Spruchband soll ein Rutenbündel als Symbol der italienischen Faschisten zu sehen gewesen sein. Papst und Vatikan seien darauf als „Teufelsmist“ und „Freimaurer-Dreck“ beschimpft worden. Außerdem seien Christen auf einem umgekehrten Kreuz als „Pädophile, Lobbyisten und Einwanderungshelfer“ bezeichnet worden.

Rückkehr nach Nursia

Mehr als zwei Jahre nach dem Erdbeben in Umbrien kehren die Benediktinerinnen Mitte Februar nach Nursia zurück, berichten italienische Medien. Vorerst werden die zehn Ordensfrauen in Wohncontainern leben. Diese beinhalten auch einen Speiseraum und eine Kapelle. Wie viele andere waren die Nonnen durch das Erdbeben am 30. Oktober 2016 obdachlos geworden. Seither wohnten sie im gut 50 Kilometer entfernten Trevi. Auch die Basilika des heiligen Benedikt von Nursia (Foto: gem) wurde fast vollständig zerstört.

Kommission aufgelöst

Der Dialog des Vatikans mit der traditionalistischen Pius-Bruderschaft wird neu geregelt. Papst Franziskus löste die dafür bisher zuständige Kommission „Ecclesia Dei“ auf. Deren Aufgaben übertrug er direkt der Glaubenskongregation. Das geht aus einem „Motu proprio“ des Papstes vom vorigen Wochenende hervor. Im Gespräch mit der Bruderschaft gehe es nur noch um Fragen der theologischen Lehre; diese seien ohnehin Aufgabe der Glaubenskongregation, heißt es in dem Schreiben. Die Verfügung tritt ab sofort in Kraft (Ausführlicher Bericht folgt nächste Woche).

Missbrauchsvorwürfe

Die Glaubenskongregation untersucht Vorwürfe sexueller Belästigung gegen einen Mitarbeiter, meldet die Online-Zeitung „National Catholic Reporter“. Im Visier stehe ein Priester in leitender Position, der 2009 eine bereits sexuell missbrauchte Ordensfrau während der Beichte seinerseits unsittlich bedrängt haben soll. Außerdem hat das Erzbistum Bamberg Strafanzeige gegen einen Priester des Bistums Limburg gestellt. Der Beschuldigte soll von 1986 bis 1993 einen minderjährigen Jungen im Bistum Limburg mehrfach sexuell missbraucht haben.

Keine Kirchensteuer?

Der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke kann sich vorstellen, „eine ärmere Kirche zu wagen“. „Echte Reform“ wachse aus „mehr Zeugenschaft und vielleicht weniger Institution und Verfasstheit“, sagte Hanke beim Neujahrsempfang des Diözesanrats der Katholiken im Bistum Eichstätt. Er fragte, ob dies nicht einschließe, „auf die institutionalisierten gesellschaftlichen Möglichkeiten der Einflussnahme der Kirche in der heutigen Breite zu verzichten“. Dabei müsse wohl auch über die Zukunft der Kirchensteuer nachgedacht werden.

NACH HEILIG-LAND-BESUCH

„Vorsichtiger im Urteil“

Bischof Ackermann: Christen in Israel nicht vergessen

HAIFA – Im Heiligen Land ist vorige Woche das 19. Internationale Bischofstreffen zu Ende gegangen. Der Besuch stand im Zeichen von Begegnung und Solidarität, sagt der Trierer Bischof Stephan Ackermann im Interview. Er nahm als Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz an dem Treffen teil.

Bischof Ackermann, was war das Ziel des Besuchs im Heiligen Land?

Wir sind nicht gekommen, um Ratschläge zu erteilen, sondern um Menschen zu begegnen. Wir stellten Fragen und hörten zu. Das wurde von den Menschen hier stark wahrgenommen. Gleichzeitig kamen durch unseren Besuch Menschen zusammen, die sich sonst nicht treffen würden. Mit unseren Fragen forderten wir unsere Gesprächspartner heraus, sich zu erklären und sich Situationen zu stellen, die sie sonst selten erleben, etwa wenn Vertreter der Drusen bei unserem interreligiösen Treffen erstmals das Heiligtum der Bahai besuchen.

Für uns wiederum machen die wiederholten Besuche das Verständnis für die Komplexität der Lage differenzierter. Dadurch wird man vorsichtiger im Urteil. Das macht es schwieriger, Stellung zu nehmen, wird aber der Lebenswirklichkeit besser gerecht.

Welche Bilanz ziehen Sie nach dem Treffen mit Vertretern verschiedener Religionen in Israel?

Während der Begegnung gab es durchaus kritische Momente, die durch unsere Fragen ausgelöst wurden. Daraus ergibt sich die Frage, was dem Dialog hilft. Es hilft, ehrlich zu sagen, dass es Themen gibt, die besser ausgeklammert werden.

Wenn etwa die politische Situation thematisiert wird, kommt der Dialog nicht zustande. Das Thema wird daher nicht aus Naivität, sondern sehr bewusst ausgeklammert.

Da die Religionsvertreter, die wir getroffen haben, sich regelmäßig treffen, konnten sie auch die brenzlige Gesprächssituation bewältigen. Das zeugt von Vertrautheit und ist ein gutes Beispiel für Dialog. Moderiert und übersetzt wurde das Treffen von einem maronitischen Priester. Dass Christen diese Rolle spielen, ist ebenfalls ein gutes Zeichen.

Wie bewerten Sie die gegenwärtige Lage im Heiligen Land?

Sie ist deprimierend: Es sind weder Fortschritte noch ein Gesprächswille zu erkennen. Der Friedensprozess scheint von beiden Seiten stillschweigend begraben worden zu sein. An einer realistischen Perspektive wird nicht gearbeitet. Unser jährliches Kommen ungeachtet der fehlenden politischen Fortschritte ist ein Akt der Treue und des Nichtaufgebens und gibt uns die Möglichkeit eines regelmäßigen Updates zur aktuellen Lage.

Und positive Entwicklungen?

Wir haben die Dormitio-Abtei in Jerusalem besucht, deren vielfältige Arbeit einen markanten Punkt kirchlicher und deutscher Präsenz im Heiligen Land darstellt. Neben dem wichtigen Einsatz im Dialog und der Deutschsprachigenseelsorge sehen wir Investitionen. Die unter anderem mit deutschen Regierungsgeldern finanzierte Restaurierung der Krypta sowie weitere Renovierungsprojekte sind ein Zeichen der Wertschätzung dieser wichtigen Präsenz.

Interview: Andrea Krogmann



▲ Bischof Stephan Ackermann besuchte im Heiligen Land unter anderem die Behinderteneinrichtung Sacre Coeur in Haifa. Foto: DBK/Kopp

„Heiliges Geschenk Gottes“

Marsch für das Leben: US-Präsident unterstützt Demonstranten

WASHINGTON (KNA) – Über 100 000 Menschen haben bei eisigen Temperaturen am 46. „March for Life“ (Marsch für das Leben) in Washington teilgenommen.

US-Präsident Donald Trump wandte sich per Video an die Lebensschützer: „Jedes Kind ist ein heiliges Geschenk Gottes.“ Er werde, bekräftigte Trump, gegen jede Gesetzgebung ein Veto einlegen, die

„den Schutz des menschlichen Lebens schwächt“. Das Recht auf Leben, welches „das erste Recht unserer Unabhängigkeitserklärung“ sei, werde er als Präsident stets verteidigen.

Seit der Oberste Gerichtshof der USA 1973 so gut wie alle Restriktionen für Schwangerschaftsabbrüche aufgehoben hat, marschieren die Anhänger der Lebensschutzbewegung rund um den Jahrestag zu den Stufen des Supreme Court.



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Januar

... dass junge Menschen, allen voran die in Lateinamerika, Marias Beispiel folgen und auf Gottes Ruf antworten, indem sie die Freude des Evangeliums in die Welt hinaustragen.



KINDERSCHUTZ

Vatikan organisiert weltweites Treffen

ROM (mg) – Die Vorbereitungen für die Kinderschutz-Konferenz, zu der Papst Franziskus die Spitzen der weltweiten Bischofskonferenzen eingeladen hat, laufen auf Hochtouren. Geplant sind nicht nur Vollversammlungen und Arbeitsgruppen, sondern auch „Momente des gemeinsamen Gebets und des Hörens auf Zeugenberichte“, heißt es in einer Mitteilung des Vatikans. Auch eine Bußliturgie ist vorgesehen.

Papst Franziskus hat nach Vatikanangaben zugesichert, er werde die ganze Zeit dabei sein. Die Plenarsitzungen wird auf Wunsch des Papstes Jesuitenpater Federico Lombardi moderieren, sein früherer Pressesprecher. Zu dem Spitzentreffen im Vatikan sind auch Vertreter katholischer Orden eingeladen.

Zum Vorbereitungskomitee gehören unter anderem der US-amerikanische Kardinal Blase Joseph Cupich, der indische Kardinal Oswald Gracias sowie Erzbischof Charles Scicluna aus Malta. Auch zwei Frauen, die an höherer Stelle im Vatikan arbeiten, sind Mitglieder des Gremiums. Mit dem Jesuitenpater und Psychologen Hans Zollner, der das Kinderschutzzentrum an der päpstlichen Universität Gregoriana in Rom leitet, gehört ein Deutscher zu den Organisatoren.

Die Kirche auf Medaillenkurs

Mit seinem neuen Sportverein könnte der Vatikan bei Olympia antreten

ROM – Künftig könnte auch der Vatikan bei den Olympischen Spielen um Medaillen buhlen. In Zusammenarbeit mit dem Italienischen Olympischen Komitee wurde im Vatikan ein Sportverein gegründet. 60 Sportlerinnen und Sportler gehören dem Team an, das vor allem im Bereich Leichtathletik aktiv sein will.

Die Vatikan-Sportler dürfen an allen offiziellen internationalen Wettkämpfen teilnehmen, da die „Athletica Vaticana“ dem italienischen Leichtathletikverband angeschlossen ist. Sie könnten so theoretisch auch an den Olympischen Spielen teilnehmen. Bereits vor Monaten hatte Thomas Bach, Chef des Internationalen Olympischen Komitees, gesagt, dass er sich bei den Olympischen Spielen Sportler vorstellen könnte, die unter der Vatikan-Flagge antreten.

Der vatikanische „Sport-Kardinal“ Gianfranco Ravasi betonte bei der Gründung von Athletica Vaticana vor zwei Wochen: „Authentischer Sport ist ein Teil des menschlichen Seins.“ Ravasi ist Präsident des Päpstlichen Rates für Kultur. Dazu gehört auch der Bereich Sport. Sport sei auch mit Freiheit, Hingabe und Gemeinschaftssinn verbunden, hob der Italiener hervor. Dies wolle der Vatikan mit seiner Mannschaft bei den Wettkämpfen unterstreichen.

Aus diesem Grund gehören ihr zwei junge muslimische Migranten an: Jallow Buba, ein 20-Jähriger aus Gambia, und Anzou Cissé, ein 19-Jähriger aus dem Senegal. Sie leben im Flüchtlingsheim in Castelnovo di Porto bei Rom und sind „Ehrenmitglieder“ der Mannschaft. In diesen Tagen werden auch einige Jugendliche mit Behinderung ins Team aufgenommen.

Bisher hatte der Vatikan ein offizielles Nationalteam für Cricket, das bereits an internationalen Wettkämpfen teilgenommen hat, sowie eine Fußballauswahl. Diese gehört



▲ Schwester Marie Theo Puybareau trainiert für ihren nächsten Lauf. Foto: KNA

allerdings nicht dem weltweiten Fußballverband Fifa an und tritt deshalb offiziell nicht als Nationalmannschaft auf, sondern als „Repräsentative Fußballer des Vatikan“. Mit dem jährlichen „Clericus Cup“ besteht im Vatikan ein Fußballturnier für Priesterseminaristen und Studierende der Päpstlichen Universitäten in Rom.

Mehrheitlich Frauen

Dem Team von Athletica Vaticana gehören unter anderem Nonnen, Priester und Schweizergardisten an. Die meisten Mitglieder des Sportvereins sind Frauen. Geleitet wird der Verein von Bischof Melchor Sánchez de Toca y Alameda, der selber gerne Marathon läuft und im Kulturrat unter Kardinal Ravasi für den Bereich „Kirche und Sport“ zuständig ist.

Marie Theo Puybareau ist eine der 60 Sportlerinnen und Sportler von Athletica Vaticana. Gegenüber unserer Zeitung sagte die Provinzialoberin der Dominikanerinnen in Rom: „Wer an den Läufen teilnimmt, der nimmt an einem Gebet teil. Für mich bedeutet an einem

Lauf dabei zu sein, Gott zu preisen. Wenn ich an einem Wettkampf teilnehme, ist das für mich wie eine Meditation. Dazu gehört die Freude, überhaupt an einem Lauf dabei sein zu dürfen.“ Die Schwester sagt, sie konzentriere sich bei den Wettkämpfen immer auf ihren Atem. „Jeder Hauch scheint wie jener des Heiligen Geistes zu sein“, erklärt die Ordensfrau.

Der jüngste Sportler im Vatikan-Team ist der 19 Jahre alte Schweizergardist Thierry Roch. „Ich freue mich, neben meiner Tätigkeit bei der Leibgarde des Papstes auch Teil der Athletica Vaticana zu sein“, sagt der Schweizer. Sein ältester Mitstreiter ist ein 62 Jahre alter Professor der Vatikanischen Apostolischen Bibliothek.

Beide haben vorigen Sonntag erstmals mit dem Vatikan-Team an einem offiziellen Wettkampf teilgenommen: dem Zehn-Kilometer-Lauf „Corsa di Miguel“ in Rom, der zu Ehren von Miguel Sanchez ausgetragen wurde. Der argentinische Langstreckenläufer fiel der Militärdiktatur in dem südamerikanischen Land zum Opfer.

Mario Galgano

DIE WELT



WUNDERSAME HERKUNFT

Roms verschollenes Jesuskind

Das „Bambinello“ auf dem Kapitol wurde vor 25 Jahren von Unbekannten gestohlen

ROM – Nicht nur für fromme Römer war der Diebstahl der wunder tätigen Jesusfigur aus Santa Maria in Aracoeli ein unerhörter Frevel. Der Fall ist seit 1994 nicht aufgeklärt. Aber immer weniger warten noch auf das Christkind.

Ein spektakulärer Kriminalfall Roms ist weiter ungelöst: Vom Jesuskind auf dem Kapitol fehlt noch nach 25 Jahren jede Spur. Eine Kopie hat das „Bambinello“ ersetzt, jenen pausbäckigen, mit Geschmeide reich behängten kleinen Heiland, der für Generationen von Römern das Inbild des Christkinds war. Mittlerweile kennen oft nicht einmal die Eltern der Kinder, die heute zu dem Bildnis in die Kirche Santa Maria in Aracoeli pilgern, das wunder tätige Original.

Symbol der Identität

Für echte Römer ist das Bambinello so etwas wie das Gegenstück zur bronzenen Wölfin wenige Schritte nebenan auf dem Kapitol – ein Symbol ihrer Identität. Wunderhaft ist seine Herkunft: Ein Franziskanerbruder schnitzte es im 16. Jahrhundert der Überlieferung nach aus Olivenholz des Gartens Getsemani, Engel bemalten es über Nacht. Auf dem Weg nach Italien erlitt der Bettelbruder Schiffbruch, der Kasten mit dem Jesuskind legte die letzten Seemeilen ans rettende Ufer von selbst zurück.

Die Römer liebten das Bambinello auf Anhieb. Sie vertrauten ihm Bitten an und fanden sie erhört, sie schmückten es mit goldenen Sternen, Perlen und Edelsteinen. In der Weihnachtsskrippe spielt es die absolute Hauptrolle: Aufrecht in seiner gleißenden Pracht balanciert es auf dem Knie der Gottesmutter, die schützend ihre Hände zu den Seiten hält – ein goldener Wonnepoppen

mit einer mächtigen Krone und gültigen Augen.

Umso dreister erschien der Coup vom 1. Februar 1994. Über ein Baugerüst stiegen Diebe ein, die es wohl auf die Preziosen des Gottessöhnchens abgesehen hatten. Im Unterschied zum armen Stall von Bethlehem hielt in der Kirche niemand Wacht. Die Öffentlichkeit reagierte empört. Ganoven in Roms Haftanstalten riefen die Täter zur Reue auf, Adelsfamilien boten Lösegeld an. Die Franziskaner von Santa Maria in

Aracoeli lehnten ab. Jesus kauft man nicht um ein paar Silberlinge.

Eine auf Kunstraub spezialisierte Abteilung der Carabinieri verfolgte Fährten im In- und Ausland, bis nach Argentinien. In den vergangenen Jahren entdeckte sie einige Fälschungen, nicht aber das Original. Dass es auf dem Kunstmarkt auftauchen könnte, galt seit jeher als fraglich – es war zu bekannt.

Bleibt die angstvolle Vermutung, dass die Räuber das Christkind seiner Schätze roh entkleidet und den Rest entsorgt haben. Ein tragisch absurder Akt: Erst kurz vor dem Diebstahl hatte man ihm bei einer Restaurierung den größten Teil der Votivgaben entfernt.

Die frevle Tat verletzte vor allem die erwachsenen Römer in ihrer Kinderseele. Denn der

Griff nach dem Bambinello war ein Anschlag auf den Glauben an eine heile Welt und umso schmerzlicher, wenn von dem Glauben nicht mehr als eine Erinnerung geblieben war. „Vielleicht will es, dass wir auf seine Rückkehr warten“, sagt ein Kirchenbesucher melancholisch. Sogar das italienische Fernsehen widmete noch zum vergangenen Weihnachtsfest dem Bambinello eine Folge der Fahndungssendung „Chi l’ha visto“ („Wer hat es gesehen“).

Am ehesten hat die jüngste Generation den Verlust verschmerzt: Sie weiß nichts von dem Raub, und weniger auch von religiösem Brauchtum. Früher trafen jährlich Hunderte von Kinderbriefen bei der Kirche ein; die Franziskaner beteten für die Anliegen und verwahrten jede Zuschrift. Auch war es üblich, dass Kinder zu Weihnachten eine kleine Predigt vor dem Jesuskind hielten.

Die Traditionen hätten „etwas nachgelassen“, sagt Orazio Castorina, Rektor der Kirche. Diesen Dezember fielen die Besuche von Schulklassen aus. Das Briefeschreiben gerät ohnehin außer Mode. Die zugesandten Umschläge, erklärt Pater Orazio, werden nach einer gewissen Frist ungeöffnet verbrannt.

Auftritt mit Kardinal

Noch immer verlässt das Bambinello – beziehungsweise sein Faksimile – zu Weihnachten seine inzwischen kameragesicherte Kapelle. Den größten Auftritt hat es am 6. Januar bei einer Festmesse mit dem Kardinal der Basilika, Salvatore Di Giurgi. Als Erzbischof von Palermo legte sich Di Giurgi mit der Mafia an, später ermittelte er in der Vatileaks-Affäre, dem spektakulären Dokumentenklaue im Vatikan. Vor dem Verschwinden des Bambinello musste er sich geschlagen geben.

Burkhard Jürgens



◀ Nach seinem Verschwinden wurde das „Bambinello“ durch eine Kopie ersetzt. Zu Weihnachten erhält das Jesuskind einen besonderen Platz: im Mittelpunkt der Krippe, auf dem Schoß Mariens.

Foto: KNA

Aus meiner Sicht ...



Romana Kröling ist Redakteurin unserer Zeitung.

Romana Kröling

Kuschelkurs statt klare Kante

Kaum ist Markus Söder als Vorsitzender der CSU bestätigt, bringt er auch schon das Leitbild der Partei ins Wanken: „Wir sind offen für jede neue Familienform“, antwortete Söder in der Sendung „Münchener Runde extra“ des Bayerischen Rundfunks auf die Frage nach der Einstellung der Partei zu gleichgeschlechtlichen Partnerschaften.

Noch im Juni 2017, als der Bundestag für die „Ehe für alle“ gestimmt hatte, erwogte die CSU-geführte bayerische Staatsregierung eine Klage vor dem Bundesverfassungsgericht. Die traditionelle Ehe sei nach wie vor das Leitbild ihrer Familienpolitik, bekräftigte die Staatsregierung damals. Umso erstaunlicher erscheint nun Söders Kehrtwende.

Was steckt hinter dieser neuen Öffnung für scheinbar alles, was vor kurzem noch als unvereinbar mit den Werten der CSU galt? Bei den Landtagswahlen musste die Partei einen herben Rückschlag einstecken. Söder und sein Vorgänger Horst Seehofer kamen mit ihrer „Hau-drauf“-Politik bei den bayerischen Wählern nicht gut an.

Möglich, dass der CSU-Vorsitzende seiner Partei durch eine neue Taktik in den anstehenden Europawahlen wieder mehr Stimmen beschaffen möchte. Glaubwürdig erscheint der Wandel nicht, erst auf klares christliches Profil zu setzen, mitunter polternd, und nun den liberalen, für alles offenen Kuschelkurs einzuschlagen.

Die klare Stärke der CSU – auch gegenüber ihrer „großen“ Schwester CDU – war bislang ihre Verlässlichkeit. Wer die CSU wählte, wusste, wofür sie steht und wofür sich ihre Abgeordneten einsetzen: klare Werte und eine Familienpolitik, die man in anderen Parteien meist vergebens sucht. Ändert sich das nun?

Ein Söder allein macht noch keine Partei. Es bleibt also abzuwarten, ob die CSU ihren Vorsitzenden wieder in die Spur bringt. Immerhin eines ist Söder zugute zu halten: „Es muss sich auch keiner schämen, wenn er eine traditionelle Familie pflegt“, sagte der Parteichef in der BR-Sendung. Das wäre ja noch schöner!



Alfred Herrmann war Redakteur der Neuen Bildpost und ist freier Autor und Journalist in Berlin.

Alfred Herrmann

„Schaut hin, was ihr kauft!“

„Wir bauen unseren Wohlstand noch viel zu oft auf dem Rücken der Menschen in Entwicklungsländern auf“, konfrontiert uns Bundesentwicklungsminister Gerd Müller auf der Grünen Woche in Berlin mit einer unbequemen Wahrheit. Eigentlich wissen wir alle darum. Dennoch verschließen wir viel zu häufig die Augen davor. Denn würden wir nur Produkte kaufen, die nicht „unter untragbaren Arbeitsbedingungen oder mit ausbeuterischer Kinderarbeit hergestellt“ wurden, bleibt von unserem hart verdienten Geld zu wenig übrig, um unseren schönen Lebensstil zu finanzieren.

Erinnerte der CSU-Politiker auf der Grünen Woche vor allem an Lebensmittel

wie Kaffee und Kakao – 85 Prozent des in Deutschland verarbeiteten Kakaos kommen aus Westafrika, wo 2,3 Millionen Kinder auf den Plantagen arbeiten – sprach er nur wenige Tage zuvor die Textilindustrie an. Niemand wolle Kleidung tragen, die von Sklaven oder Kindern gefertigt wurde oder keinerlei biologischen Standards genüge. Er könnte genauso gut unsere Handys mit ihren Lithium-Ionen Akkus nennen, in denen vor allem Kobalt aus dem Kongo verbaut wird, das sehr oft durch Kinderhand aus den Minen ans Tageslicht geholt wird.

„Untersuchungen zeigen, dass für unseren Wohlstandskonsum pro Deutschen durchschnittlich 50 Menschen in den Ent-

wicklungsländern unter sklavenähnlichen Bedingungen arbeiten müssen“, legte Müller in einem Interview weiter den Finger in die Wunde. Er zeigt sich entschlossen, dieser erschütternden Realität entgegenzutreten: Zum einen verlangt er eine Selbstverpflichtung von Unternehmen, Produkte aus Kinderarbeit nicht mehr auf dem deutschen Markt anzubieten – ab 2020 vielleicht sogar gesetzlich verordnet. Zum anderen hilft er Verbrauchern, sich zu orientieren, wenn er die Einführung des „Grünen Knopfes“ vorantreibt, ein Textilsiegel für ökologisch und sozial vertretbar produzierte Kleidung. „Schaut hin, was ihr kauft!“, appelliert der Bundesminister damit an uns. Nehmen wir ihn ernst!



Michaela von Heereman ist Hausfrau, Mutter von sechs Kindern, Theologin und Publizistin.

Michaela von Heereman

Frauen, lasst die Teilzeit nicht!

Vor kurzem erschienen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zwei Artikel über die Vorliebe der Frauen für eine Teilzeitbeschäftigung, vor allem in der Altersklasse von 30 bis 54 Jahren. Titel und Untertitel des einen: „Frauen, lasst die Teilzeit bleiben! – Frauen investieren viel in ihre Ausbildung. Doch kaum sind die Kinder da, ziehen sich viele Frauen in die Teilzeit zurück. Warum nur?“

Ja, warum nur? Im Artikel ist die Rede vom „Informationsschock“, den das Leben mit kleinen Kindern für junge Mütter mit sich bringt. Das stimmt sicherlich: Nichts und niemand ändert das (Arbeits-, Freizeit-, Liebes- und Privat-)Leben von Erwachsenen gründlicher als das Erscheinen eines eigenen Kindes.

Den eigentlichen „Informationsschock“ erlitten jedoch offensichtlich die beiden Journalistinnen, die sich über das Ergebnis der 2018 erschienenen Studie „The Mommy Effect“ wunderten, sich sogar sorgten: Frauen, die direkt nach der Geburt einer festen Arbeit gegenüber skeptisch werden, seien es zwei Jahre später erst recht.

Und noch stärker sind die Effekte, wenn das zweite Kind geboren wird. Warum nur? Weil die Mütter merken, wie sehr Kinder wenigstens einen der beiden Elternteile während ihrer Kleinkindzeit brauchen und weil es ihnen – zum Glück ihrer Kinder – mit zunehmender Erfahrung schwerer fällt, sich von ihnen zu trennen.

Der andere Artikel trug die Überschrift: „Was Frauen brauchen.“ Seine Quintessenz: Frauen sollten, statt sich um die Kindererziehung zu kümmern, mehr Ganztagsbetreuung für Kleinkinder beanspruchen und sich „statt schlecht bezahlter Berufe im Sozialwesen“, „Berufe zutrauen, die nicht gängigen Rollenklischees entsprechen – ebenso wie Führungsaufgaben“. Einmal abgesehen von der sich aufdrängenden Frage, wer eigentlich die Kleinkinder in den Kitas dann betreut – Roboter vielleicht? –, sollten sich Politik, Wirtschaft und Gesellschaft endlich der Tatsache stellen, dass es gewichtige entwicklungspsychologische und familiäre Gründe für die Teilzeit-Vorliebe der Frauen gibt.

Leserbriefe

Verdrehte Welt

Zu „Politik ohne Weihnachtsfreude“ in Nr. 51/52:

Was für eine verdrehte Welt ist das! Tiere und die Natur werden geschützt. Es gibt sogar eine Partei, die sich vorrangig damit beschäftigt. Menschen auf hoher See in Not werden gerettet. Aber

was ist mit ungeborenen Menschen? Seit den 1970er Jahren versucht man, die Paragraphen 218, 219 und 219a des Strafgesetzbuchs aufzuweichen oder gar abzuschaffen. Ist der Schutz von Menschenleben nicht auch Umweltschutz? In den Zehn Geboten heißt es immer noch: „Du sollst nicht töten.“

Helmut Wolff, 53547 Dattenberg

Aus den Fugen geraten

Unser Leser Adolf Biendl aus 33189 Schlangen hat sich in dichterischer Form Gedanken zum Zustand der Welt gemacht. Wir bringen sein Gedicht in Auszügen:

Wir leben in einer Zeit mit schlechten Tagen, / denn die Welt ist aus den Fugen geraten. / Die Menschen sind vom Zeitgeist geblendet, / und haben sich von Gott und Glauben abgewendet. / Politik wird weltweit auf Kosten der Ärmsten gemacht, / wenn nur laut genug der Euro, Rubel oder Dollar lacht. / Weil die Ausgaben für Rüstung steigen, / muss die Sozialpolitik auf der Strecke bleiben.

Man zelebriert Egoismus und Eigennutz, / auf der Strecke bleiben Ökologie und Klimaschutz. / Die Gesellschaft ist an Feminismus und Genderitis erkrankt, / die Menschenwürde hat abgedankt. / Abtreibung gehört zum Tagesgeschäft, / mit Auftragsmorden verdient man nicht schlecht. / Deutsche Waffen an allen Orten, / mit ihnen lässt sich besonders effizient morden. / Es ist der



▲ „Eine Milliarde Hungernde hat die Welt vergessen“, kritisiert unser Leser.

Foto: Cate Turton/Department for International Development

Hass, der das Herz zerstört, / jenen Ort, wo nur Gott hingehört.

Eine Milliarde Hungernde hat die Welt vergessen, / während sich bei uns Mensch und Tier zu Tode fressen. / Während im Mittelmeer die Flüchtlinge ersaufen, / wir unsere Seele dem Konsumteufel verkaufen. / Der Teufel ist es, der die Hände sich reibt, / weil Menschlichkeit auf der Strecke bleibt.

Mein Standpunkt

Zu „Nicht so pauschal!“ (Leserbriefe) in Nr. 49:

Über die Antwort auf meinen Leserbrief habe ich mich gefreut. Ich bleibe aber, was die AfD betrifft, bei meinem Standpunkt. In den Kleinen Anfragen der AfD-Bundestagsfraktion an die Bundesregierung geht es fast ausschließlich um gefährliche Flüchtlinge oder Zuwanderer oder um die Erhaltung des Deutschtums – oder was die AfD dafür hält.

So fragt die AfD etwa, was gegen Flüchtlinge getan wird, die sich in Deutschland verstecken. Eine andere Anfrage befasst sich mit Pflanzen- und Tierarten aus anderen Breiten, die in Deutschland „einwanderten“. Eine Anfrage, die ich unter der schier erdrückenden Menge an Anfragen nicht fand, möchte eine Statistik haben, wie viele durch Inzest gezeugte behinderte Menschen ausländischer Herkunft hierzulande leben.

Clemens van der Kooi,
33102 Paderborn

Legitime Übersetzung

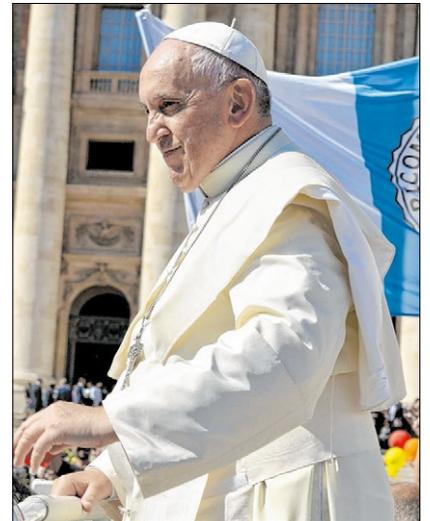
Zu „Die Gebetsmeinung des Papstes im Monat Januar“:

Papst Franziskus bittet für den Januar um das Gebet, dass junge Menschen „die Freude des Evangeliums in die Welt hinaustragen“. Dieses wesentliche Anliegen kann nur gelingen, wenn die (jungen) Menschen die Formulierungen des Evangeliums wirklich als Frohbotschaft erkennen und verstehen können. Das erfordert insbesondere eine zeitgemäße, verständliche Sprache bei der Übersetzung.

Diese notwendige Grundlage erfüllt meines Erachtens die Übersetzung des Neuen Testaments von Albert Kammermayer in herausragender Weise. Dabei ist einerseits eine größtmögliche Treue zum Original gegeben. Andererseits ermöglicht das einfache und gepflegte Deutsch eine größtmögliche Verständlichkeit. Die Texte berühren die Leserinnen und Leser auch innerlich.

Es ist nicht nachzuvollziehen und letztlich im Rahmen der Evangelisierung auch nicht zu verantworten, dass ein derart hilfreicher, überzeugender und positiver Zugang zur Heiligen Schrift nicht häufiger auch offiziell im kirchlichen Leben genutzt wird, zum Beispiel in Gottesdiensten, im Religionsunterricht, bei Bibelabenden und dergleichen.

In der Apostelgeschichte 8,30 findet sich in der Vulgata, der lateinischen Bibel, die wichtige Frage: „Intellegis quae legis?“ (Verstehst du auch, was du da liest?). Dies verdeutlicht, dass das



▲ Für jeden Monat veröffentlicht der Vatikan ein Gebetsanliegen von Papst Franziskus. Foto: gem

Verstehen eines Textes die Grundlage für das Erkennen und damit für die Wertschätzung und Identifikation mit den Inhalten ist. Freude am Evangelium kann folglich nur dann in die Welt hinausgetragen werden, wenn man es gerne liest und auch versteht.

Wenn diese großartigen Möglichkeiten in unserer Kirche nicht besser genutzt werden, vergibt man wertvolle Chancen. Kardinal Joseph Ratzinger, der spätere Papst Benedikt XVI., hat zur angesprochenen Bibelübersetzung geäußert, es sei legitim, dass man durch neue Übersetzungen das Wort Gottes an das Volk heranbringt.

Ludwig Meier, 93053 Regensburg



▲ Budapest entstand im 19. Jahrhundert als Zusammenschluss der Städte Buda, Óbuda und Pest. Foto: gem

Korrekturhinweis

Zu „Hingesehen“ in Nr. 2:

Mit dankbarer Freude haben meine Frau als Ungarin und ich den Beitrag über die Basilika von Esztergom/Ungarn gelesen. Dürfen wir uns nur einen kleinen Hinweis zur Spalte „Wieder was gelernt“ erlauben? Esztergom

wurde als Hauptstadt von Ungarn 1241 von der königlichen Stadt Buda abgelöst. Die heutige Hauptstadt von Ungarn, Budapest, entstand erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch den Zusammenschluss von Buda, Óbuda und Pest.

Hans-Friedrich von Solemacher,
84130 Dingolfing

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

Dritter Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr C

Erste Lesung

Neh 8,2–4a.5–6.8–10

In jenen Tagen brachte der Priester Esra die Weisung vor die Versammlung, Männer und Frauen und überhaupt alle, die schon mit Verstand zuhören konnten. Vom frühen Morgen bis zum Mittag las Esra auf dem Platz vor dem Wassertor den Männern und Frauen und denen, die es verstehen konnten, daraus vor. Das ganze Volk lauschte auf das Buch der Weisung.

Der Schriftgelehrte Esra stand auf einer Kanzel aus Holz, die man eigens dafür errichtet hatte. Esra öffnete das Buch vor aller Augen; denn er stand höher als das versammelte Volk. Als er das Buch aufschlug, erhoben sich alle. Dann pries Esra den HERRN, den großen Gott; darauf antworteten alle mit erhobenen Händen: Amen, amen! Sie verneigten sich, warfen sich vor dem HERRN nieder, mit dem Gesicht zur Erde.

Man las aus dem Buch, der Weisung Gottes, in Abschnitten vor und gab dazu Erklärungen, so dass die Leute das Vorgelesene verstehen konnten. Nehemia, das ist Hattirschäta, der Priester und Schriftgelehrte Esra

und die Leviten, die das Volk unterwiesen, sagten dann zum ganzen Volk: Heute ist ein heiliger Tag zu Ehren des HERRN, eures Gottes. Seid nicht traurig und weint nicht! Alle Leute weinten nämlich, als sie die Worte der Weisung hörten. Dann sagte er zu ihnen: Nun geht, haltet ein festliches Mahl und trinkt süßen Wein! Schickt auch denen etwas, die selbst nichts haben; denn heute ist ein heiliger Tag zur Ehre unseres Herrn. Macht euch keine Sorgen; denn die Freude am HERRN ist eure Stärke.

Zweite Lesung

1 Kor 12,12–14.27 (Kurzfassung)

Schwestern und Brüder!

Wie der Leib einer ist, doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obgleich es viele sind, einen einzigen Leib bilden: So ist es auch mit Christus.

Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen, Juden und Griechen, Sklaven und Freie; und alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt.

Auch der Leib besteht nicht nur aus einem Glied, sondern aus vielen Gliedern.

Ihr aber seid der Leib Christi und jeder Einzelne ist ein Glied an ihm.

Evangelium

Lk 1,1–4; 4,14–21

Schon viele haben es unternommen, eine Erzählung über die Ereignisse abzufassen, die sich unter uns erfüllt haben. Dabei hielten sie sich an die Überlieferung derer, die von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes waren. Nun habe auch ich mich entschlossen, nachdem ich allem von Beginn an sorgfältig nachgegangen bin, es für dich, hochverehrter Theóphilus, der Reihe nach aufzuschreiben. So kannst du dich von der Zuverlässigkeit der Lehre überzeugen, in der du unterwiesen wurdest.

In jener Zeit kehrte Jesus, erfüllt von der Kraft des Geistes, nach Galiläa zurück. Und die Kunde von ihm verbreitete sich in der ganzen Gegend. Er lehrte in den Synagogen und wurde von allen gepriesen. So kam er auch nach Nazaret, wo er

aufgewachsen war, und ging, wie gewohnt, am Sabbat in die Synagoge. Als er aufstand, um vorzulesen, reichte man ihm die Buchrolle des Propheten Jesaja. Er öffnete sie und fand die Stelle, wo geschrieben steht: Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn er hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine frohe Botschaft bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe. Dann schloss er die Buchrolle, gab sie dem Synagogendiener und setzte sich. Die Augen aller in der Synagoge waren auf ihn gerichtet. Da begann er, ihnen darzulegen: Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt.

► „Nehemia, das ist Hattirschäta“ – der Beiname bezeichnet den Gouverneur der zur Perserzeit (539–330 v. Chr.) selbstständig gewordenen Provinz Juda. Im Bild der „Statthalter“ mit Schriftrolle im Detail eines Glasfensters der St Patrick's Church, Coleraine, Nordirland (1919).

Gedanken zum Sonntag

Gut recherchiert

Zum Evangelium – von Pater Klaus Schäfer SAC



Die Bibel ist die Grundlage unseres christlichen Glaubens. Die Evangelien berichten uns vom Leben und Sterben Jesu

Christi, aber auch von seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Nur der jüdische Geschichtsschreiber Josephus Flavius hat Jesus noch an einer Stelle kurz erwähnt. Darüber hinaus haben wir keine weiteren Quellen, die uns etwas über das Wirken Jesu berichten.

Angesichts dessen, dass Jesus um das Jahr 30 gestorben ist, das Evangelium von Markus nach dem Jahr 70 fertiggestellt wurde, das Evange-

lium von Matthäus um das Jahr 80, das Evangelium von Lukas um das Jahr 90 und das Evangelium von Johannes um das Jahr 100, stellt sich die berechtigte Frage, wie zuverlässig die Evangelien sind.

Augenzeugenberichte?

Dass Markus Jesus noch selbst erlebt hat, ist durchaus vorstellbar. Die Bemerkung, dass bei der Gefangennahme ein Jünger nackt floh (Mk 14,52), könnte ein Hinweis darauf sein, dass es sich hierbei um Markus selbst gehandelt haben könnte. War es doch für einen Juden höchst peinlich, nackt zu fliehen. Zudem steht diese Notiz für sich allein und hat keine weitere Bedeutung.

Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Matthäus Jesus persönlich kennen-

gelernt hat. Bei Lukas und Johannes ist dies völlig ausgeschlossen. Wie zuverlässig sind damit die in den Evangelien gemachten Aussagen über Jesus?

Anders als die anderen Evangelisten geht Lukas zu Beginn seines Evangeliums genau auf diese Frage ein. Er schreibt an Theóphilus: „Schon viele haben es unternommen, eine Erzählung über die Ereignisse abzufassen, die sich unter uns erfüllt haben. Dabei hielten sie sich an die Überlieferung derer, die von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes waren. Nun habe auch ich mich entschlossen, nachdem ich allem von Beginn an sorgfältig nachgegangen bin, es für dich, hochverehrter Theóphilus, der Reihe nach aufzuschreiben. So kannst du dich von der Zuverlässigkeit der Lehre

überzeugen, in der du unterwiesen wurdest.“

Lukas hat sich somit beim Abfassen des Evangeliums richtig viel Arbeit gemacht. Er schrieb nicht nur einfach nieder, sondern ging allem „sorgfältig“ nach. Wir würden heute sagen, dass Lukas ordentlich recherchiert hat. Auch wenn in seinem Evangelium die Fußnoten mit den Quellenangaben fehlen, was damals völlig unbekannt war, dürfen wir heute doch darauf vertrauen, dass sich das, was Lukas in seinem Evangelium niedergeschrieben hat, wirklich ereignet hat.

Wir können uns beim Lukasevangelium darauf verlassen, dass hier keine Geschichten erzählt werden, sondern echte Berichte, die gewissenhaft recherchiert wurden. Dessen sollten wir uns alle bewusst sein.

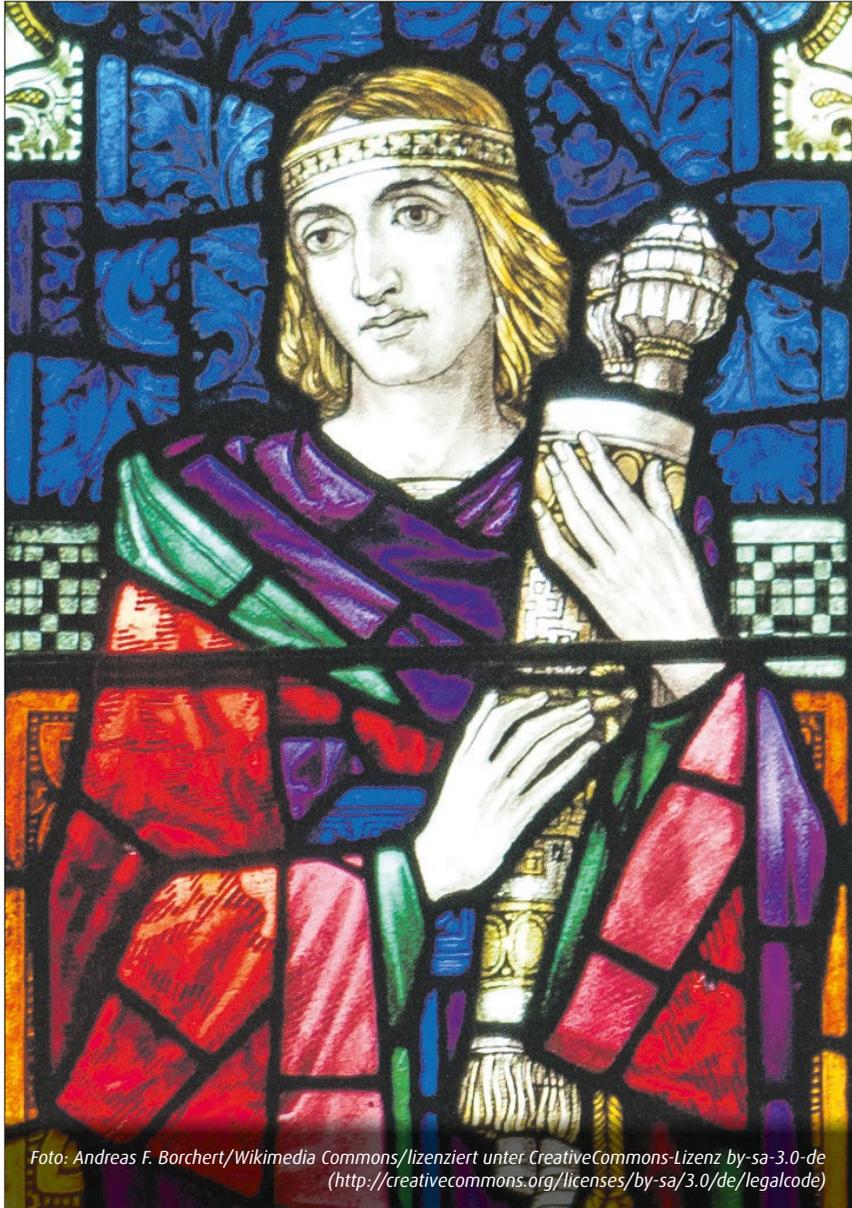


Foto: Andreas F. Borchert/Wikimedia Commons/lizenziert unter CreativeCommons-Lizenz by-sa-3.0-de (<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/legalcode>)

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 3. Woche, dritte Woche im Jahreskreis

Sonntag – 27. Januar

Dritter Sonntag im Jahreskreis

Messe v. Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierl. Schlusssegnen (grün); 1. Les: Neh 8,2-4a.5-6.8-10, APs: Ps 19,8.9.10.12 u. 15, 2. Les: 1 Kor 12,12-31a (oder 12,12-14.27), Ev: Lk 1,1-4; 4,14-21

Montag – 28. Januar

Hl. Thomas von Aquin

Messe vom hl. Thomas (weiß); Les: Hebr 9,15.24-28, Ev: Mk 3,22-30 oder aus den AuswL

Dienstag – 29. Januar

Messe vom Tag (grün); Les: Hebr 10,1-10, Ev: Mk 3,31-35

Mittwoch – 30. Januar

Messe vom Tag (grün); Les: Hebr 10,11-18, Ev: Mk 4,1-20

Donnerstag – 31. Januar

Hl. Johannes Bosco

Priesterdonnerstag

Messe vom hl. Johannes (weiß); Les: Hebr 10,19-25, Ev: Mk 4,21-25 oder aus den AuswL; **Messe um geistliche Berufe** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Freitag – 1. Februar

Herz-Jesu-Freitag

Messe vom Tag (grün); Les: Hebr 10,32-39, Ev: Mk 4,26-34; **Messe vom Herz-Jesu-Freitag, Prf Herz-Jesu** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Samstag – 2. Februar

Darstellung des Herrn – Lichtmess Tag des gottgeweihten Lebens

Messe vom Fest, Gl, eig. Prf, in den Hg I-III eig. Einschub, feierlicher Schlusssegnen (weiß); Les: Mal 3,1-4 oder Hebr 2,11-12.13c-18, APs: Ps 24,7-8.9-10, Ev: Lk 2,22-40 (oder 2,22-32)

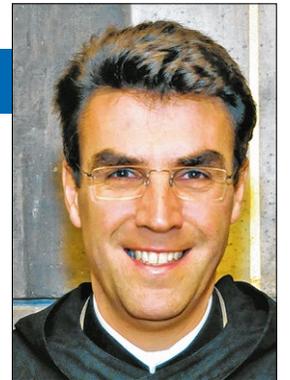
Gebet der Woche

Mein Herr und mein Gott, meine Kerze ist nichts Großes.
Ich habe sie angezündet und vor dich gestellt, denn ich möchte einige Augenblicke still werden, innehalten, bei dir bleiben.
Manches geht mir durch den Kopf: die Sorgen und Probleme, die mich beschäftigen, die Menschen, die mir nahestehen, all die Anliegen, die ich habe. Und manchmal habe ich auch Angst. Herr, ich kann nicht lange verweilen. Mit dem Brennenlassen dieses Lichtes soll ein Stück von mir selbst hier bleiben, das ich dir schenken möchte. Ich bitte dich: Segne alle, die mir am Herzen liegen. Segne mich an diesem Ort, wo Menschen seit vielen Jahren beten.
Von dir gesegnet lass mich dann ein Segen sein für andere.
Amen.

„Gebet einer Opferkerze“ von Andrea Moret, Augsburg

Glaube im Alltag

von Abt Johannes Eckert OSB



Vor kurzem sollte ich vor Personalchefs einen Vortrag zum Thema „Das Unerwartete“ halten. Als ich zusagte, dachte ich mir, dass sich zum „Unerwarteten“ bestimmt etwas sagen lässt, kommt doch Gott häufig unerwartet. Umso erstaunter war ich bei der Vorbereitung, dass ich in den gängigen theologischen Lexika kein Stichwort zum Begriff „Unerwartet“ fand, auch nicht zum Gegenbegriff „Erwartung“. Hier geht es nahtlos von der Erwählung zur Erweckung über. Auch der Schlagwortkatalog unserer Stiftsbibliothek weist zum Thema „unerwartet“ keinen Treffer auf. Das hatte ich wirklich nicht erwartet.

Das Unerwartete ist anscheinend kein theologischer Begriff, kein Schlagwort für die Lehre von Gott. Der biblische Befund dagegen ist ein anderer. Unerwartet beginnt der Dornbusch in der Wüste zu sprechen, so dass Mose der Name Gottes offenbart wird. Unerwartet kommen die Weisen aus dem Morgenland und bringen die wohlgeordnete Welt Jerusalems völlig durcheinander. Unerwartet ruft Jesus vier Fischer am See von Galiläa in seine Nachfolge. Die Liste der Beispiele ließe sich beliebig fortsetzen.

Besonders gefällt mir zu diesem Thema die Bileamsgeschichte (Num 22-24). Unerwartet siedelt das Volk Israel am Ende seines Wüstenzugs an den Grenzen von Moab, so dass dessen König Angst um seine Macht bekommt. Daher schickt er nach dem weisen Bileam. Er möge das fremde Volk mit einem Fluch belegen. Obwohl Bileam von Gott erfährt, dass er Israel nicht verfluchen

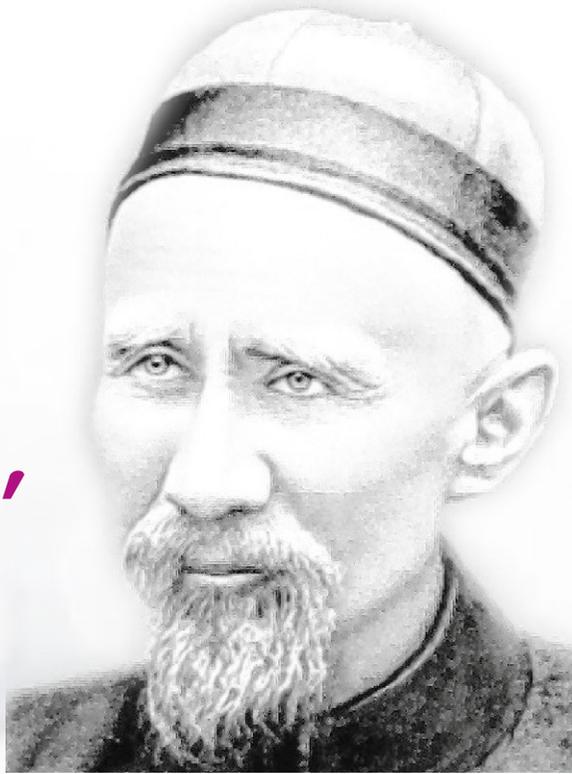
so l l l , macht er sich mit seiner Eselin auf den Weg. Dabei erlebt auch Bileam Unerwartetes. Dreimal sträubt sich das vertraute Tier weiterzugehen, so dass Bileam zornig wird und die Eselin schlägt. Doch plötzlich beginnt sie zu sprechen und Bileam erkennt den Grund der dreimaligen Verweigerung. Ein Engel des Herrn versperrt den Weg. Dieser beauftragt Bileam nochmals, Israel nicht zu verfluchen, sondern es zu segnen.

Die Geschichte ist anrührend. Wie oft wollen wir die gewohnten Wege weitergehen oder setzen uns kraftvoll für eine Sache ein, damit etwas weitergeht. Und wie schnell werden wir ärgerlich, wenn nicht alles so abläuft, wie wir es uns vorstellen. Manchmal kann es dann eine vertraute Person sein, die uns zum Beispiel sagt: „Du musst auf deine Gesundheit und deine Kräfte achten. So kann es nicht weitergehen.“ Aber das wollen wir schon gar nicht hören, sondern tun es mit einer abfälligen Bemerkung ab.

Manchmal braucht es die unerwartete Krise einer Krankheit oder eines Misserfolgs, damit uns die Augen aufgehen und wir erkennen, worauf es letztlich ankommt, so dass unser Leben nicht zum Fluch, sondern zum Segen wird. Daher sollten wir dankbar sein, wenn manch vertraute Eselin an unserer Seite unerwartet zu sprechen beginnt – freilich auch für jeden vertrauten Esel, der unerwartet auf einen Engel verweist.

WORTE DER HEILIGEN:
JOSEF FREINADEMETZ

„Die einzige Sprache, die jeder versteht, ist die Liebe“



Am Anfang seiner Tätigkeit ist Freinademetz vom mangelnden Erfolg seiner Mission enttäuscht.

Er schrieb: „Und dieses ist es eben, was der junge Missionar am bittersten fühlt. Er ist mit einem Feuereifer aus Europa gekommen; er wünschte, dass vor lauter Taufen und Predigten am Abend der Arm ermüdet kraftlos niedersinke und dass jedes Jahr einige Pagoden vor seinen Augen in Trümmer gingen, um ebenso vielen Gotteshäusern Platz zu machen.“ Dementsprechend ist sein Urteil über die Chinesen sehr negativ: „Der Chinese hat für uns Europäer wenig Anziehendes. ... Wenn uns Missionare bloß menschliche Rücksicht bewegte, wir würden ... mit dem nächstbesten Dampfer nach Europa zurückfahren.“ Weiter urteilte er: „Der Chinese ist vom Schöpfer nicht mit den gleichen Anlagen ausgestattet worden wie der Europäer. ... Es kostet uns viel, über die Verstellungssucht, Herzlosigkeit und

Gleichgültigkeit der Menschen hier wegzukommen.“

Schon bald (1884) ändert sich jedoch seine Ansicht: „Im übrigen: die Chinesen sind kluge Köpfe, vorzüglich begabt, selbst der einfache Bauer redet wie ein Doktor; sie beherrschen eine Menge von Umgangsformen. In vielen Dingen dieser Welt sind sie den Europäern überlegen. Das wissen sie auch selbst; daher das riesige Selbstbewusstsein und die Verachtung der Ausländer. Sie stehen wirklich an der Spitze der Nationen.“

In einem Heimatbrief verleiht er seiner Befürchtung vom „Ausbruch einer gewaltigen Katastrophe“ Ausdruck, die dann im sogenannten Boxeraufstand (1900) Wirklichkeit wurde: „Immer mehr, immer weiter hat sich der Zündstoff angehäuft und eingesenkt in die Tiefe; schon lange fühlten wir den Boden unter unseren Füßen zittern, wie die Decke eines mächtigen Vulkans. Jede Stunde kann der glühende Lavastrom die noch fesselnde Bande sprengen.

Heiliger der Woche

Josef Freinademetz

geboren: 15. April 1852 in Abtei (Badia), Südtirol
gestorben: 28. Januar 1908 in Taikia (Provinz Shantung, China)
seliggesprochen: 1975; heiliggesprochen: 2003
Gedenktag: 29. Januar

Freinademetz, aus einem ladinischen Dorf stammend, wurde 1875 zum Priester geweiht. 1878 trat er in die drei Jahre zuvor gegründete Steyler Missionsgesellschaft ein. Der Ordensgründer Arnold Janssen sandte ihn zusammen mit dem späteren Bischof Johann Anzer nach China aus, wo er die deutsche Shantung-Mission gründete. 30 Jahre lang wirkte er dort als Missionar. In dieser Zeit wurden ihm verantwortungsvolle Ämter übertragen, so die des Rektors des Priesterseminars, des Spirituals, des Provinzoberen und des Diözesanadministrators. Die Zahl der Christen wuchs in dieser Zeit von 158 (1882) auf 46 000 (1908). Freinademetz hatte auch die Bedeutung der Laien bei der Erstverkündigung erkannt, so verfasste er für sie ein katechetisches Handbuch in chinesischer Sprache. *red*

Es scheint, wir stehen vor einem so kritischen Augenblick, wie ihn die Geschichte dieses großen Reiches seit langem nicht gesehen. Was aber wird dann aus der Kirche Chinas, was aus unserer Mission werden? Tief verschleiert liegt die Zukunft vor uns. ... Jedoch eines ist gewiss, denn die Erfahrung von 18 Jahrhunderten hat es uns gedeutet: dass nämlich der Baum des Kreuzes nur dort gedeiht, wo das Verfolgerschwert zuerst seine blutigen Furchen gezogen hat. ... Mag auch der Sturm des Kampfes über uns dahinbrausen, mag auch alles das, was wir so mühsam aufgerichtet, in Trümmer sinken; wir zagen nicht: denn aus der Asche wird dereinst die junge Kirche Chinas strahlend wie ein herrlicher Phönix emporsteigen. Wir haben ja das Wort der Verheißung, dass der Herr die Seinen nicht verlässt!“

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem, oh

Josef Freinademetz finde ich gut ...



„Er war bereit, sich auf die ungewohnte und unerwartet schwierige Mission in China einzulassen. Er lernte die Sprache und konnte schließlich feststellen, dass die einzige Sprache, die alle Menschen verstehen, die Liebe ist. Er spürte auch, dass er und seine Mitbrüder allein nicht sehr viel ausrichten konnten. Deswegen setzte er sich für die Ausbildung der Katechisten ein, die in den Gemeinden und Dörfern den Glauben lebten und verkündeten.“

Pater Franz Pilz SVD, Missionsprokur St. Gabriel der Steyler Missionare

Zitate

von Josef Freinademetz

„Auch für mich ist es schwer, meine lieben Eltern und so viele Wohltäter und Freunde zu verlassen. Aber schließlich ist der Mensch nicht da für diese Welt, er ist für etwas Größeres geschaffen: nicht um das Leben zu genießen, sondern um dort zu arbeiten, wohin immer der Herr ihn ruft.“

„Doch ist es Gott, der uns die Kreuze schickt. Wir wollen sie darum ergeben, ja mit Freude und aus Liebe zu Christus tragen zur Sühne für unsere Sünden. Mit Freude leiden, ist das Schönste auf der Welt, um das uns sogar die Heiligen des Himmels beneiden.“

Sein Wahlspruch:

„Die einzige Sprache, die jeder versteht, ist die Liebe.“

PAKISTAN

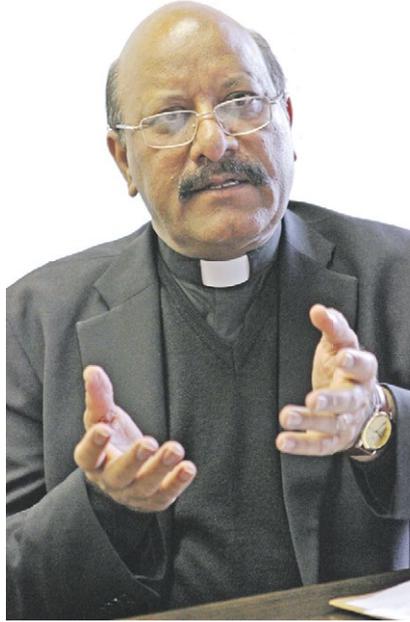
Ein Gesetz, das Leben zerstört

Dominikanerpater kämpft gegen Blasphemie-Bestimmungen und für den Dialog

LAHORE – Dominikanerpater James Channan setzt sich seit Jahren für den Dialog zwischen Christen und Muslimen ein – in einem Land, in dem es immer wieder zu Ausschreitungen gegen die kleine christliche Minderheit kommt und ein Blasphemiegesetz jede Kritik am Islam unter drakonische Strafen stellt. Channan leitet das „Friedenszentrum“ im pakistanischen Lahore. Im Interview spricht er über den interreligiösen Dialog, Auswirkungen der Blasphemiegesetze und hoffnungsvolle Entwicklungen in der islamischen Welt.

Pater James, die lebensgefährliche Situation vieler Christen in Pakistan hat für die Weltöffentlichkeit durch das Schicksal von Asia Bibi ein Gesicht bekommen. Wie sehen Sie die Situation?

Die Lage der Christen in Pakistan ist alarmierend. Sie leben in Angst und Unsicherheit. Diese Situation hält schon seit den 1970er Jahren an, seitdem die islamische Gesetzgebung der Scharia in Pakistan als Quelle der Gesetzgebung dient. Vor allem das umstrittene Blasphemiegesetz wird von radikalen Muslimen missbraucht, um persönliche Rechnungen zu begleichen. Wenn irgendwo ein



Christ wegen angeblicher Blasphemie angeklagt wird, stehen gleichzeitig alle Christen in der Region am Pranger. Oft kommt es dann auch zu Ausschreitungen gegen Christen.

Genau das passierte im Fall Asia Bibi. Wegen angeblicher Blasphemie war sie neun Jahre in der Todeszelle. Auch nach ihrem Freispruch ist sie nicht sicher. Radikale Islamisten

◀ *Dominikanerpater James Channan: Er meint, bis zu 15 Prozent der pakistanischen Muslime neigten zu Gewalt.*

versuchen, sie ausfindig zu machen und zu töten. Daher steht sie unter staatlichem Schutz. Wir hoffen, dass das oberste Gericht den Freispruch bald bestätigt und keine weitere Revision zulässt. Dann kann Asia hoffentlich ausreisen und mit ihrer Familie in Freiheit leben.

Asia Bibi ist kein Einzelfall. Was wissen Sie über das Schicksal der Christen, die ebenfalls wegen Blasphemie angeklagt sind?

Einem Bericht der katholischen Bischofskonferenz von Pakistan zufolge gibt es weitere 187 Fälle, in denen Christen wegen Blasphemie angeklagt sind. Darunter ist zum Beispiel das Ehepaar Shafqat Masih und Shagufta Bibi. Sie sind in der Todeszelle, ich habe sie dort besucht. Sie werden beschuldigt, blasphemische SMS verschickt zu haben. Das Paar bestreitet das.

Ihre Zukunftsaussichten sind sehr düster. Selbst wenn sie freigesprochen werden sollten, werden sie und ihre Kinder nicht länger in Pakistan leben können. Fanatische Muslime werden versuchen, sie zu töten. Das

Blasphemiegesetz zerstört das Leben der Angeklagten, auch wenn sie der Hinrichtung entgehen.

Nach dem Freispruch von Asia Bibi fordern radikale Muslime weiter ihre Hinrichtung. Die Regierung machte Zugeständnisse. Haben die Christen in Pakistan vor diesem Hintergrund jemals eine Chance auf Religionsfreiheit?

Dass die Regierung vor den Radikalen eingeknickt ist, war ein falsches Signal an die friedliebenden und gesetzestreuenden Bürger Pakistans. Es entstand der Eindruck, dass eine Gruppe militanter Muslime jederzeit das ganze Land lahmlegen könnte. Aber der militante Islamismus hat in Pakistan keine Mehrheit. Es gibt zehn bis 15 Prozent radikale Islamisten, die die Menschen zu Gewalt anstacheln.

Die Mehrheit der Muslime folgt diesen Aufheizern nicht. Sie setzen sich für die Religionsfreiheit auch der Christen ein. Es war eine große Erleichterung für Christen und Muslime, dass die pakistanischen Sicherheitskräfte in jüngster Zeit über 1000 Islamisten festgenommen haben. Dieser Schritt der Regierung, hart gegen den Extremismus vorzugehen, war richtig.

Sie setzen sich als Leiter des „Friedenszentrums“ in Lahore seit Jahren für den christlich-muslimischen Dialog ein. Voriges Jahr haben Sie als einziger Christ am „Welt-Toleranz-Gipfel“ in Dubai teilgenommen. Welche Entwicklungen beobachten Sie in der islamischen Welt in Sachen Toleranz und Religionsfreiheit?

Der Toleranz-Gipfel war eine großartige Erfahrung. Über 1000 Gelehrte, Regierungsvertreter und Wissenschaftler haben sich über interreligiösen Dialog und Frieden ausgetauscht. Gerade in den Vereinigten Arabischen Emiraten gibt es – trotz traditioneller religiöser Einschränkungen – Zeichen für einen Wandel hin zu mehr Toleranz.

Ein Beispiel ist die Umbenennung einer der größten Moscheen in der Hauptstadt Abu Dhabi. Sie trägt jetzt den Namen „Maria, Mutter Jesu“. Das ist ein schönes Zeichen des Respekts und des guten Willens gegenüber Christen. Ich hoffe, dass weitere muslimische Länder diesem Beispiel folgen, einschließlich Saudi-Arabien. Interview: Tobias Lehner



Fotos: Kirche in Not

▲ *Es geht auch ohne Hass: Pakistanische Geistliche verschiedener Religionen beten gemeinsam um Frieden.*

SEIT JAHRZEHNEN VERSCHWUNDEN

Von den Kindern fehlt jede Spur

El Salvadors Soldaten schwächten Aufständische im Bürgerkrieg durch Entführungen

CHALATENANGO – Im salvadorianischen Bürgerkrieg entrissen Militärs in den 1980er Jahren ihrer eigenen Bevölkerung die Kinder. Viele sind bis heute verschwunden. Manche haben dank der Organisation Pro-Búsqueda nach Jahrzehnten ihre Familie wiedergefunden.

Heute müssten Erlinda und Ernestina Serrano Cruz 39 und 43 Jahre alt sein. Ob sie noch leben, weiß die Familie nicht. Auch nicht, wie die Mädchen aussehen oder wo sie sich aufhalten. Nur die Erinnerung an sie ist noch wach – zumindest bei ihren beiden älteren Geschwister Suyapa (56) und José Fernando (45).

Erlinda und Ernestina sind zwei von El Salvadors verschwundenen Kindern. In dem mittelamerikanischen Land tobte zwischen 1980 und 1991 ein blutiger Bürgerkrieg, in dem Militärs Hunderte Kinder ihren Familien entrissen und verschleppten. Von vielen fehlt bis heute jede Spur.

Suyapa Serrano Cruz erinnert sich noch genau an die Ereignisse von damals: „Es war da drüben, wo sie verschwanden“, sagt sie und zeigt auf eine Stelle am Ufer des Rio Sumpul nahe der Siedlung Chalatenango im Norden des Landes. Langsam schlängelt sich der breite Fluss durch das Tal inmitten einer grünen Berglandschaft. 1982 machten die Truppen der Militärregierung hier Jagd auf Aufständische.

Wegen sozialer Ungerechtigkeiten lehnten sich die Bauern gegen die Herrschenden auf. Die Soldaten brannten ganze Dörfer nieder, verfolgten und töteten die Bewohner. Auch Familie Serrano Cruz aus Chalatenango war auf der Flucht. In den Wirren verschwanden die damals drei und sieben Jahre alten

Mädchen. Alles spricht dafür, dass Soldaten die beiden Kinder mitgenommen haben.

„Verschwindenlassen war eine Strategie, um die eigene Bevölkerung zu schwächen“, erklärt José Lazo Romero, Mitarbeiter der Organisation Pro-Búsqueda. Die Kinder seien oft gegen beträchtliche Geldsummen an Waisenhäuser oder Pflegefamilien verkauft worden, viele auch ins Ausland. Pro-Búsqueda wurde 1994 von Familienangehörigen und einem Jesuitenpater gegründet, um die Fälle zu dokumentieren.

Staat klärt Fälle nicht auf

Die von dem katholischen Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützte Nichtregierungsorganisation bietet Opfern und Betroffenen Unterstützung an und hilft bei der Suche nach den Vermissten. „Wir kämpfen gegen die Zeit“, sagt Romero. Viele Mütter und Väter der Verschwundenen sterben allmählich. 443 Fälle hat der Verein aufgeklärt, rund 500 sind noch offen. „Allerdings ist unser Staat weder an dem Phänomen noch an Aufklärung interessiert“, klagt Romero.

Das musste auch Familie Serrano Cruz erfahren. Sie klagte vor dem Interamerikanischen Gerichtshof für Menschenrechte und bekam 2005 Recht. Das Gericht sah den Staat El Salvador, der auch heute noch zu den gefährlichsten Ländern der Welt zählt, als verantwortlich für das Verschwinden der Mädchen an.

Der Regierung wurde die Aufklärung des Falls auferlegt. Das ist aber bis heute nicht geschehen. Im Gegenteil: Die Regierung verweigert die Herausgabe von Unterlagen zur



▲ Die Geschwister José Fernando und Suyapa Serrano Cruz geben die Hoffnung nicht auf. Noch immer suchen sie nach ihren 1982 verschleppten Schwestern.

damaligen Militäroperation, in denen sich möglicherweise Hinweise finden könnten.

Mehr Glück hatte Magdalena Emperatriz Meléndez. Die 36-Jährige ist eines der 443 „wiedergefundenen Kinder“. Sie fand heraus, dass sie offenbar nur wenige Tage alt war, als sie verschleppt wurde. Sie wuchs in einem SOS-Kinderdorf in El Salvador auf. Obwohl es verboten war, begann sie als Jugendliche die Suche nach ihren leiblichen Eltern und wurde fündig.

Ihre Mutter war zwar im Bürgerkrieg gestorben. Doch ihren Vater und weitere Angehörige traf

sie 2013, also rund 30 Jahre später, wieder. Das war einerseits eine große Erleichterung, andererseits eine befremdliche Begegnung: „Ich kannte diese Menschen gar nicht. Ich konnte bis heute keine emotionale Beziehung zu ihnen aufbauen“, erzählt Meléndez. Was es bedeutet, eine eigene Familie zu haben, erfuhr sie erst, als sie vor 13 Jahren selbst Mutter wurde: „Als ich mein erstes Kind im Arm hatte, da spürte ich, was sie mir weggenommen hatten“, sagt sie und weint.

Auch wenn die Wunden bleiben, führt Meléndez heute ein normales Leben in der Hauptstadt San Salvador. Für die Geschwister Serrano Cruz heißt es dagegen weitersuchen und bängen. „Wir haben nach wie vor Hoffnung, dass wir die Mädchen noch finden“, sagt José Fernando Serrano. Und seine Schwester Suyapa ergänzt: „Wir spüren, dass sie noch leben.“

Michael Althaus



Aufstand gegen die Militärs: Kämpfer der Revolutionären Volksarmee im Norden des salvadorianischen Departamentos Morazán.

Musikalisch aufs Dach gestiegen

Die Beatles treten vor 50 Jahren beim „Rooftop-Konzert“ zum letzten Mal live auf

LONDON – Sie sind eine der bekanntesten Bands überhaupt – und gelten als Wegbereiter der modernen Popmusik. Am 30. Januar 1969, vor 50 Jahren, traten die Beatles zum letzten Mal öffentlich auf – unter freiem Himmel: Ihr „Rooftop-Konzert“ ging in die Annalen der Musikgeschichte ein.

Der 30. Januar 1969 ist ein Donnerstag. Es ist bitterkalt und windig auf dem Dach des Gebäudes in der Londoner Savile Road Nr. 3. Nachdem sie kurz ihre Instrumente gestimmt haben, legen die Beatles und Gast-Pianist Billy Preston los. Auf der Straße werden die Passanten neugierig. Manche klettern auf Nachbarhäuser, um das Konzert aus nächster Nähe verfolgen zu können.

Die Menschenansammlung auf der Savile Road wird immer größer und beginnt, den Straßenverkehr zu behindern. Einige Anwohner beschwerten sich wegen Ruhestörung. Schließlich kommt die Polizei. Uniformierte verschaffen sich Zutritt zu dem Gebäude und beenden das „Rooftop-Konzert“, das Konzert auf dem Dach, nach 42 Minuten.

Rückblick: Am 29. August 1966 waren die „Pilzköpfe“ in San Francisco zuletzt live aufgetreten. Vor allem der Lärm durch kreischende Fans und die komplexere Musik, die sich auf den Bühnen nicht mehr passend wiedergeben ließ, waren Gründe, dass John Lennon, Paul McCartney, George Harrison und Ringo Starr ihre Auftritte einstellten. Die Beatles wurden zur Studioband.

Zwar zählen ihre Songs von 1967 für viele zum Besten der Popmusik. Es gab aber auch Rückschläge: In Großbritannien landete die Single „Strawberry Fields Forever/Penny Lane“ im Februar auf einem enttäuschenden zweiten Platz. Der an Weihnachten ausgestrahlte Film „Magical Mystery Tour“ wurde verrissen. Und bereits am 27. August war Beatles-Manager Brian Epstein gestorben.

In dieser Zeit geriet die Band unter den Einfluss des indischen Gurus Maharishi Mahesh Yogi. Vor allem George Harrison befasste sich mit seinen Lehren. Ihr Doppelalbum „The Beatles“, bekannt als das Weiße Album, erarbeiteten die „Pilzköpfe“ dann bereits zunehmend als Einzelmusiker. Die Chemie untereinander stimmte nicht mehr.

Nach der Veröffentlichung des Weißen Albums im November 1968 wollte Paul McCartney das Zusam-



▲ Trotz Wind und Kälte spielten die Beatles live auf dem Dach ihres Studios.

menghörigkeitsgefühl der Gruppe stärken. So schlug er am 14. Dezember 1968 ein Comeback-Konzert in Großbritannien vor – mit live spielbaren neuen Stücken. Der Grundgedanke lautete „Get back“ (etwa: Zurück zu den Wurzeln). Doch die Band konnte sich zunächst nicht auf einen Veranstaltungsort einigen.

Die Stimmung kippte

Stattdessen sollte die Arbeit im Studio dokumentiert werden. Am 2. Januar 1969 begannen jene „Get back“-Aufnahmen, bei denen die Beatles unzählige Stunden Musik durcharbeiteten, darunter Stücke aus ihren Anfangsjahren wie „I lost my little girl“. Statt die Gruppe zusammenzuführen, kippte die Stimmung: Für Lennon war Partnerin Yoko Ono oft wichtiger als die Bandkollegen.

Auch häufige Belehrungen durch McCartney bewogen George Harrison dazu, die Band zu verlassen. Zur Rückkehr erklärte er sich bereit, wenn bei dem geplanten Konzert ein fünfter Musiker dabei sein würde: Pianist Billy Preston. Die Arbeit lief nun besser, und McCartney schlug vor, das Konzert auf dem Dach des neuen Studios der Beatles-Firma Apple in der Savile Road zu spielen.

Bei dem Auftritt nahm McCartney im Instrumentalsolo des Songs „Get back“ auf die Polizeipräsenz Bezug. „Wir spielen zusammen auf dem Dach, und das ist nicht gut“, sagt er. „Weil du weißt, dass deine Mami das nicht mag. Oder sie wird wütend. Sie wird

dich verhaften lassen.“ Und an die Polizisten gewandt, sagte er: „Oh, get back!“ Wegen Textschwierigkeiten Lennons musste ihm ein Mitarbeiter bei „Dig a pony“ kniend einen Block mit dem Liedtext hinhalten. Abschließend kommentierte Lennon: „Ich hoffe, wir haben das Vorspielen bestanden.“

Das Ende war gekommen

Am 31. Januar 1969 endeten die „Get back“-Aufnahmen. 130 Stunden Ton- und Filmmaterial waren entstanden. Ab 16. April gingen die Beatles wieder ins Studio, um ihre letzte LP „Abbey Road“ aufzunehmen, die am 26. September herauskam. Am 10. April 1970 verkündete Paul McCartney seine Trennung von den Beatles. Damit war das Ende der Gruppe gekommen.

Kurz darauf, im Mai, erschienen die LP und der Beatles-Film „Let it be“, der auf der „Get Back“-Dokumentation beruht. In dem Film ist der Live-Auftritt auf dem Apple-Gebäude um die Hälfte gekürzt zu sehen. Zum 50. Jubiläum im kommenden Jahr soll es neue Editionen der LP/CD und des Films geben – vielleicht dann auch mit dem kompletten 42-minütigen „Rooftop-Konzert“. *Markus Bauer*



▲ Die Beatles (v.l.): die Sänger Paul McCartney und John Lennon, Schlagzeuger Ringo Starr und Gitarrist George Harrison.

Weyers' Welt

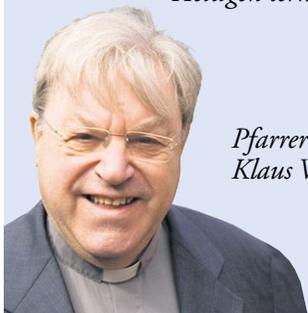
Alte Kalender sind vollgespickt mit den Namen von Heiligen. Heutige Kalender dagegen haben es nicht so mit kirchlichen Festen. Sie bevorzugen weltliche Gedenktage. Manche davon klingen recht komisch. An diesem Sonntag zum Beispiel begehen die USA den „Nationalen Schokokuchentag“.

Wenn die Amerikaner sich so etwas leisten können, sollten wir Deutschen uns vielleicht einen Sauerkraut-Gedenktag verordnen. Auch einen Weltkatzentag und einen internationalen Tag gegen Staudämme gibt es. Die Frage ist nur: Was mache ich an solchen Tagen Besonderes in Richtung Katzen oder in Richtung Schokolade? Was soll ich mitten in Brandenburg mit einem Staudamm-Gedächtnistag anfangen?

Da bleibe ich doch lieber bei der Heiligen, an die der liturgische Kalender zum 27. Januar erinnert. Sie heißt Angela Merici, muss ein Energiebündel gewesen sein und hat so um 1480 eine ganze katholische Frauengruppe in temperamentvolle Bewegung gesetzt. Sie sagte: „Handeln, wie es der Geist eingibt. Weitergeben, was Jesus lehrt. Auf bewährten Wegen Neues wagen. Den Nächsten lieben und mit den Anderen in Frieden leben.“

Angela Merici konnte sich auf so fundamentale Begriffe wie Bethlechem, Jerusalem und Nazareth verlassen. Die gehen auch über Jahrtausende nicht aus dem Leim, werden nicht unmodern und müssen nicht in Computersprache übersetzt werden. Meine Oma kannte sie, meinem Kirchenvorsteher sind sie geläufig, und auch der Papst kennt sich damit aus.

Der Name Jesus bleibt stabil bis in Ewigkeit. Bei aller Aufregung und allem Durcheinander unserer Tage müssen wir nicht dauernd unseren Glauben in den neuesten Computerprogrammieren oder in modernste Maschinensprache übersetzen. Es gibt Dauerhaftes und Bleibendes. Da kann man von den Heiligen lernen.



Pfarrer
Klaus Weyers

JAHR DER INDIGENEN SPRACHEN

68 Worte für die Liebe

Mexikos Ureinwohner kämpfen um ihre Identität und Tradition

OAXACA – Sie sind ein kulturelles Erbe der Menschheit – und doch sind sie in Gefahr: indigene Sprachen. Rund 2700 jener Idiome von kleinen Ethnien und Volksgruppen sind weltweit vom Aussterben bedroht. Um darauf hinzuweisen, haben die Vereinten Nationen 2019 zum Jahr der indigenen Sprachen erklärt (siehe „Hintergrund“). In Mexiko kümmert sich ein Dichter im Auftrag der Regierung um die Sprache von Maya, Zapoteken oder Nahuatl.

Wenn Mardonio Carballo seine Gedichte präsentiert, klingt das ungewöhnlich. Würde er die Reime nicht auch in Spanisch vortragen, verstünden ihn viele nicht. Denn der Dichter spricht Nahuatl, so wie er es von seinen Eltern gelernt hat. Geboren in Chicontepec, einem Indio-Dorf in der mexikanischen Provinz, hat Carballo seine Heimat früh verlassen. Die Mutter wollte das so.

„Du schreibst, du liest, du arbeitest nicht auf dem Feld“, sagte sie und schickte ihn nach Mexiko-Stadt. Dort machte er Karriere: Heute ist er Journalist, Schauspieler und seit kurzem Beauftragter für indigene Kulturen im Kultusministerium. „Was wir sind und was wir sein können“, erklärt der 44-Jährige, „hängt von den Wörtern ab, die wir sprechen. Von unserer Sprache.“

Ärmlich und abgelegen

In Mexiko verständigen sich rund 1,5 Millionen Menschen wie Carballo in Nahuatl. Es ist die meistgesprochene indigene Sprache auf dem amerikanischen Kontinent. Die große Mehrheit der Ureinwohner lebt ärmlich in abgelegenen Dörfern oder gefährlichen Randbezirken der Städte – so wie zahlreiche Angehörige der 67 weiteren indigenen Völker des Landes. Drei von vier Mayas, Zapoteken oder Otomí sind arm. Viele der insgesamt 15,7 Millionen ursprünglichen Einwohner der Region werden diskriminiert.

Diese Ausgrenzung ging in Mexiko immer mit der Unterdrückung der Sprache einher. Anders als man vielleicht denken könnte, lag das nicht an den spanischen Kolonisatoren: Selbst nach 300 Jahren Kolonialherrschaft hätten zu Beginn des 19. Jahrhundert immer noch 65 bis 70 Prozent der Menschen ihre eigene Sprache gesprochen, erklärt



▲ Mardonio Carballo verfasst seine Gedichte in der Indio-Sprache Nahuatl.

Linguistin Yásnaya Aguilar vom Mixe-Volk aus dem Bundesstaat Oaxaca: „Damals war Nahuatl Umgangssprache.“

Die Sprachen seien vor allem nach der mexikanischen Revolution im frühen 20. Jahrhundert zurück-

gedrängt worden. Die Ureinwohner sollten Spanisch sprechen. Man wollte sie assimilieren und glaubte, sie so von ihrer „Rückschrittlichkeit“ zu befreien.

Die Menschen seien mit Schlägen und anderen körperlichen Strafen gezwungen worden, Spanisch zu sprechen, sagt Yásnaya Aguilar. „Mir schlugen sie auf die Hände, wenn ich in der Schule in meiner Sprache redete“, erinnert sie sich. „Und weil niemand will, dass seine Kinder das erlernen, brachte man ihnen ihre Sprache erst gar nicht bei.“

Verheerende Situation

Das änderte sich erst ab Mitte der 1990er Jahre. Es war jene Zeit, in der die EZLN, die Zapatistische Armee der Nationalen Befreiung, mit einem Aufstand im Bundesstaat Chiapas auf die verheerende Situation der Ureinwohner aufmerksam machte. Die rebellischen Tzeltal, Tzotzil und andere Völker traten selbstbewusst in ihrer Sprache an die Öffentlichkeit.





▲ Angehörige der mexikanischen Nahua bei einer religiösen Zeremonie. Sie verbinden katholisches Christentum mit Ritualen ihrer heidnischen Vorzeit. Fotos: imago

„Die zapatistische Revolution half vielen, ihre Identität anzuerkennen“, sagt Dichter Carballo. Kurz zuvor war Mexiko zur „multikulturellen Nation“ erklärt worden, die zweisprachige Erziehung wurde eingeführt. Heute besitzt jeder Indigene das Recht, amtliche Unterlagen in seiner Muttersprache einzufordern. Die Regierung hat mehr als 60 der Sprachen sowie rund 360 Dialekte anerkannt.

Vor allem aber waren es die Nahua, Mixteken und Zapoteken

selbst, die ihrer sprachlichen Tradition wieder Geltung verschafften. Was man erreicht habe, sei kein Geschenk des Staates, betont Carballo. „Es war ein ständiger Kampf, in dem wir uns verteidigt und den wir gewonnen haben.“

Bis heute geht dieses Sprechen einher mit der Forderung nach einer stärkeren Teilnahme am politischen und gesellschaftlichen Leben – und nach mehr Selbstbewusstsein. „Wir versuchen, unsere Sprache wiederzubeleben und die Alten davon zu

überzeugen, dass sie ihr Land nicht verkaufen, weil wir uns nicht mehr für unsere indigene Identität schämen“, erklärt etwa José Koyoc Ku vom Maya-Gemeinderadio Yúuyum auf der Halbinsel Yucatán.

Auf Kongressen sprechen indigene Vertreter in ihren Sprachen, Fernsehsender strahlen Beiträge in Maya aus. Für den Internetbrowser Firefox gibt es Übersetzungen in 30 der traditionellen Sprachen. Dennoch seien sie noch zu wenig in den Medien präsent, kritisiert das Staatliche Institut für Indigene Sprachen. Obwohl die Zahl der indigenen Sprechenden gewachsen sei, seien 51 Sprachen vom Aussterben bedroht, warnt die Behörde.

Rücksichtslos ausgebeutet

Journalistin Magdalena Gómez erinnert daran, dass nicht nur die Sprachen zu verschwinden drohen, sondern auch die indigenen Gemeinschaften zerstört werden – etwa durch rücksichtslose Ausbeutung von Rohstoffen auf deren Land. „Die sogenannte Rettung der indigenen Sprache ergibt einen Sinn, wenn sie die Mitbestimmung der Völker und ihre Gemeinden zur Priorität macht“, schrieb Gómez mit Blick auf das UN-Jahr 2019.

Mexikos neuer Präsident Andrés Manuel López Obrador will sich nach eigener Aussage stärker als

seine Vorgänger für die Rechte der Ureinwohner einsetzen. Deshalb hat er dafür gesorgt, dass sich Carballo in der Regierung um indigene Kulturen kümmert. Für den Dichter ist dies auch eine Chance, die Bedeutung von Sprache hervorzuheben.

„In Mexiko gibt es 68 indigene Sprachen und damit 68 verschiedene Arten, das Wort ‚Liebe‘ zu sagen und 68 Formen, rebellisch zu sein“, erklärt Carballo. „Deshalb klagen wir sie ein.“

Wolf-Dieter Vogel

Hintergrund

Die Vereinten Nationen haben 2019 zum „Jahr der indigenen Sprachen“ erklärt. Die Sprachen müssten als kulturelles Erbe erhalten und mit neuem Leben gefüllt werden, heißt es in einer Resolution der UN-Vollversammlung vom 19. Dezember 2016. Die Erklärung wurde einstimmig von allen 193 UN-Mitgliedern angenommen. An diesem Montag wird das UN-Jahr offiziell eröffnet.

In Indien sind es die Adivasi, in Kanada die Inuit, im Süden Mexikos die Maya: Weltweit gibt es mindestens 370 Millionen Indigene. Sie gehören rund 5000 verschiedenen Kulturen an, leben in 90 Staaten und sprechen 4000 Sprachen, von denen nach Angaben der UN-Kulturorganisation Unesco 2680 vom Aussterben bedroht sind.

Sprachen haben zentrale Bedeutung für das Zusammenleben: Sie ermöglichen Kommunikation und Bildung und sind Grundlage für Identität, historisches Bewusstsein, Tradition und Erinnerung. In indigenen Gesellschaften bilden Sprache, Land und Leben oft eine untrennbare Einheit. Sterben die Sprachen aus, gehen ganze Wissenssysteme verloren.

Häufig unterdrücken Regierungen die Sprachen der Indigenen, um deren Lebensweise auszugrenzen oder die Menschen zu assimilieren. So zwang die Sowjetregierung sibirische Kinder in Schulen, in denen ihre Sprache nicht gesprochen wurde. In Südamerika wurden ganze Völker und ihre Sprachen ausgerottet, weil sie dem Rohstoffabbau im Weg standen.

In manchen Ländern haben Ureinwohner bis heute nicht das Recht, den Alltag in ihrer Sprache zu organisieren: Sie werden bei Behördengängen nicht respektiert und bei politischen Entscheidungen ignoriert. Viele Sprachen werden nur mündlich weitergegeben und sind nirgends schriftlich festgehalten. Auch das erhöht die Gefahr, dass sie verschwinden.

epd



Zwei Männer lassen ihren Blick über die zapotekische Ruinenstätte Monte Albán schweifen. Einst waren die Zapoteken Träger einer hochentwickelten Kultur im Süden Mexikos. Ihre Sprache wird heute noch von rund einer halben Million Menschen gesprochen.



◀ Wilhelm II. im Kreise von Soldaten. Die Nähe täuscht: Tatsächlich wurde der Kaiser während des Kriegs zunehmend zum Statisten degradiert. Den Oberbefehl übten die Generäle aus.

Foto: imago

BUCHTIPP

Der gescheiterte Monarch

„Kaisertage“ bietet einzigartige Einblicke in das Leben am Hofe Wilhelms II.

Eine ganze Epoche war nach ihm benannt – und ging mit ihm unter. Er war Deutschlands letzter Kaiser, und den Alliierten galt er als Kriegsverbrecher: An diesem Sonntag vor 160 Jahren wurde Wilhelm II. in Berlin geboren. Ist er wirklich der Hauptverantwortliche für den Ersten Weltkrieg, als der er auch hierzulande vielfach gilt? Das Buch „Kaisertage“ geht der Frage nach – anhand der zeitgenössischen Aufzeichnungen von Wilhelms Adjutanten.

„Die wissenschaftliche Bewertung der Rolle meines zweifachen Urgroßvaters, Kaiser Wilhelms II., schwankte je nach Epoche und Zeitgeist stark“, schreibt Georg Friedrich Prinz von Preußen, Oberhaupt des Hauses Hohenzollern, im Grußwort zu „Kaisertage“. „Die Vorstellung vom hemmungslosen Kriegstreiber wurde erst in den letzten Jahren von nationalen wie internationalen Historikern vermehrt infrage gestellt, teilweise auch revidiert.“

Für das Buchprojekt stellten die Nachkommen des letzten deutschen Kaisers die im Familienarchiv auf Burg Hohenzollern aufbewahrten Tagebücher von Wilhelms Kammerdienern und Adjutanten der Wissenschaft zur Verfügung. Für Paul Schönberger und Stefan Schimmel, die die meist nur stichpunktartigen Aufzeichnungen für „Kaisertage“ auswerten, sind sie einzigartige Quellen.

Ihr im Konstanzer Südverlag erschienenenes Buch präsentiert jene Niederschriften und Notizen aus den Kriegsjahren 1914 bis 1918

erstmalig der Öffentlichkeit. Es richtet sich dabei keineswegs nur an Experten und Fachwissenschaftler, sondern ganz im Gegenteil an die breite Masse der historisch Interessierten. Die ausgewählten Passagen aus den Tagebüchern ordnen Schönberger und Schimmel durch Essays anschaulich und verständlich in den Kontext ein.

„Kaisertage“ bietet auf rund 150 reich bebilderten Seiten einzigartige Einblicke in das Leben am kaiserlichen Hof. Manches davon mag dem interessierten Laien bekannt vorkommen, anderes nicht. Dass der letzte deutsche Kaiser ein großer Hundefreund war und mehrere Dackel ihn stets bei seinen Reisen begleiteten, dürfte vor Lektüre des Buchs nur wenigen Lesern bewusst gewesen sein.

„Alle Tage Maskenball“

Schon eher bekannt ist die Vorliebe des Kaisers für bunte und häufig wechselnde Uniformen. „Alle Tage Maskenball“ ist eine der Abhandlungen über „Des Kaisers zweite Haut“ überschrieben. Sie erinnert an eines der geflügelten Worte, die jene Wilhelminische Epoche und das Leben bei Hofe so treffend beschreiben: Wilhelm II. kleidete sich zu jeder nur erdenklichen Gelegenheit in eine neue Uniform.

Die historischen Quellen zeichnen das Bild eines Monarchen, der sich als oberster Kriegsherr und politischer Führer zugleich sah, der die Kontrolle haben wollte. Stattdessen wurde der Kaiser selbst kontrolliert – von seinen Generälen. Je länger

der Krieg andauerte, desto mehr entglitt Wilhelm das Heft des Handelns. Spätestens ab 1917 war das Deutsche Reich faktisch eine Militärdiktatur unter dem Kommando der Obersten Heeresleitung um Paul von Hindenburg.

„Wer sich in Deutschland einbildet, ich führe das Heer, der irrt sich! Ich trinke Tee und säge Holz“, soll Wilhelm II. gesagt haben. Wirkungsvoll gegensteuern konnte er nicht. Seiner Eitelkeit war das nicht gerade zuträglich. Wilhelm litt aufgrund einer Missbildung des linken Arms zeitlebens an einem Minderwertigkeitskomplex, den er durch ein betont herrisches und imperiales Auftreten wettmachen wollte.

Tatsächlich war der Kaiser durch seine Behinderung „zutiefst verunsichert“, schreiben Schönberger und Schimmel. Er neigte zu „spontanen Wutausbrüchen und manisch-depressiven Stimmungsschwankungen, die mit zunehmendem Alter in regelrechten Nervenzusammenbrüchen gipfelten“. Von der bitteren Realität des Krieges wurde er durch seine Berater abgeschirmt.

Aber ist Wilhelm nun der Hauptverantwortliche für den Krieg, als den ihn Historiker wie Fritz Fischer darstellten? Eine eindeutige Antwort gibt auch „Kaisertage“ nicht. Schönberger und Schimmel stellen aber – durchaus erstaunlich – fest: „Anders als weite Teile des Volkes hegte Wilhelm II. eine große Abneigung gegen den Krieg.“ Fürs Kriegführen sei er – obwohl Militarist – „schlicht nicht gemacht“ gewesen.

Der „eigentliche Kardinalfehler“ des Kaisers, konstatieren die beiden

Autoren, waren seine Versäumnisse und sein Versagen vor dem Krieg: „dass Wilhelm II. es zuließ, dass Deutschland sich immer weiter isolierte und am Ende aktiv in einen Krieg hineinschlitterte, den es eigentlich nicht gewinnen konnte.“

Den Krieg nicht gewollt

Oder um es mit Heinrich Mann zu sagen, dessen Ausspruch an die Adresse des Kaisers Schönberger und Schimmel – sicher nicht zufällig – an den Beginn ihres Buchs gestellt haben: „Der Krieg bricht aus. Sie haben ihn nicht gewollt. Sie haben nur so gelebt, dass er kommen musste.“

Thorsten Fels

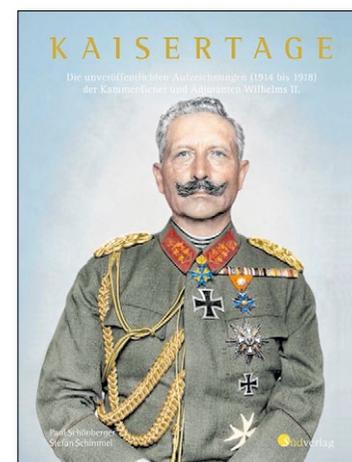
Buchinformation

KAISERTAGE

Die unveröffentlichten Aufzeichnungen (1914 bis 1918) der Kammerdiener und Adjutanten Wilhelms II.

Paul Schönberger und Stefan Schimmel
ISBN: 978-3-87800-120-1

24,90 Euro



KIRCHE UNTERM HAKENKREUZ

Ein Bischof im braunen Zwielflicht

Conrad Gröber war Mitglied der SS – Später protestierte er gegen Euthanasie-Morde

MESSKIRCH – Der eine gilt als Bekennerbischof, der andere dagegen ist erst jüngst wieder in Verruf geraten: Der Rottenburger Oberhirte Joannes Baptista Sproll (1870 bis 1949) und Freiburgs Erzbischof Conrad Gröber (1872 bis 1948) sind auf sehr unterschiedliche Art mit dem Nationalsozialismus umgegangen. Besonders an Gröber, der nach der NS-„Machtergreifung“ am 30. Januar 1933 sogar SS-Mitglied wurde, scheiden sich die Geister.

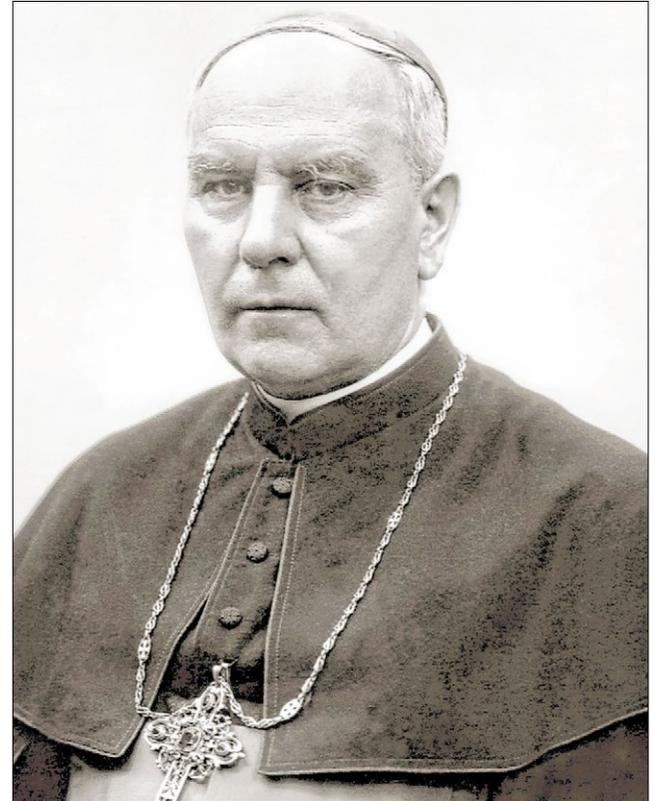
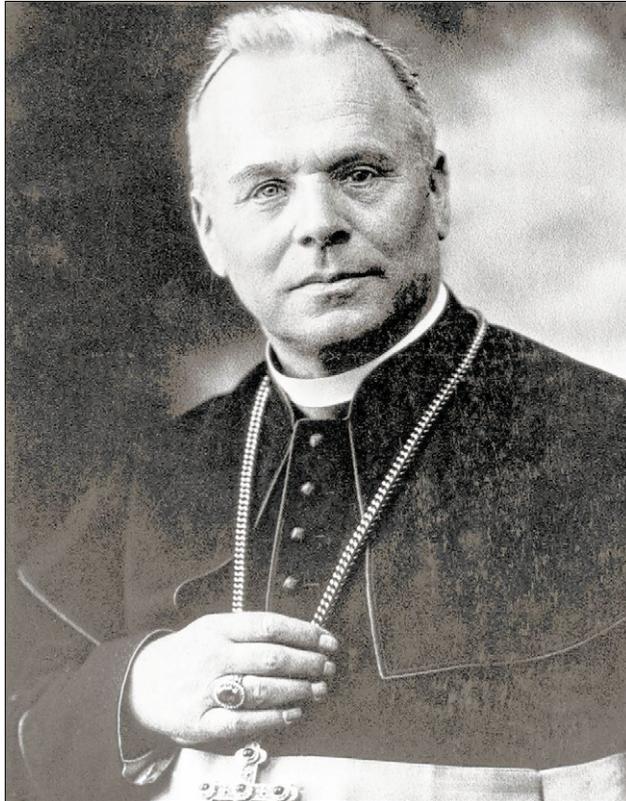
Der „braune Conrad“: So nennen seine Kritiker den früheren Freiburger Oberhirten. Ihm wird vorgeworfen, mit den Nationalsozialisten paktiert zu haben. Gröber trat 1934 sogar der SS als förderndes Mitglied bei – wurde aber 1938 wieder von der Mitgliederliste gestrichen. Er soll beispielsweise den Hitler-Gruß im Religionsunterricht eingeführt haben und die Eingliederung der katholischen Jugend in die Hitlerjugend gefördert haben. Auch antisemitische Predigten werden ihm zur Last gelegt.

Eine Jüdin denunziert?

Kürzlich hat der Sozialwissenschaftler Wolfgang Proske einen neuen Vorwurf erhoben: Gröber habe eine Jüdin denunziert, die zuvor womöglich seine Geliebte gewesen war. Historiker heben dagegen hervor, dass Gröber eine Aktivistin bei deren Rettungsaktionen für Juden, die zum Christentum konvertiert waren, unterstützt habe. Auch wird Gröber, der als charismatischer Prediger galt, zu Gute gehalten, dass er gegen die Euthanasie-Morde an behinderten Menschen protestierte.

Ob der Vorwurf der Denunziation zutrifft, ist angesichts der schwierigen Quellenlage nicht sicher zu sagen. Proske stützt sich auf ein von den Nazis angefertigtes Gröber-Dossier, das in einem französischen Archiv gefunden wurde. Der Würzburger Kirchenhistoriker Dominik Burkard sieht diesbezüglich weiteren Untersuchungsbedarf. Das Dokument könne auch anders gedeutet werden.

Ehrenbürgerwürde und eine nach ihm benannte Straße – Conrad Gröbers badische Heimatstadt Meßkirch und auch Freiburg, wo er ab 1932 Erzbischof war, müssen mit der Nachwirkung des umstrittenen



▲ Zwei Kirchenmänner, die auf sehr unterschiedliche Weise mit dem Nationalsozialismus umgingen: der Rottenburger Oberhirte Joannes Baptista Sproll (links) und Freiburgs Erzbischof Conrad Gröber.

Fotos: KNA (2)



◀ Im badischen Meßkirch erinnert eine Straße an den umstrittenen Erzbischof von Freiburg.

Foto: Klawitter

Kirchenmannes umgehen. In Meßkirch wurde die Forderung laut, der Dr.-Conrad-Gröber-Straße einen neuen Namen zu geben und dem Erzbischof die Ehrenbürgerwürde zu entziehen. Ein Altenpflegeheim der Caritas, das seinen Namen trägt, soll ebenfalls umbenannt werden.

In den politisch turbulenten 1920er Jahren war Gröber Pfarrer in Konstanz am Bodensee. Besonders die kommunistischen Umtriebe jener Zeit müssen einen nachhaltigen Eindruck bei ihm hinterlassen haben: „In Wirklichkeit mussten damals handfeste Männer unsere Konstanzer Pfarrhäuser bewachen, damit kein kommunistischer Überfall bei Nacht und Nebel erfolge“,

zitiert der Politikwissenschaftler Hans-Otto Mühleisen aus einem Schreiben Gröbers.

Beim Umgang mit dem Nationalsozialismus sah Gröber laut Mühleisen vor allem zwei Wege: Distanz oder „taktische Mitarbeit“, wie es Mühleisen formuliert. Gröber entschied sich offensichtlich für Letzteres. Inwiefern der Bischof dem Nationalsozialismus innerlich nahe stand, kann Mühleisen nicht sagen: „Dass sein Herz für die Kirche und seine Diözesanen schlug, steht außer Frage. Ob es eine Weile auch für den Nationalsozialismus schlug, weiß ich nicht.“

Ganz anders ist das Bild von Joannes Baptista Sproll, Bischof der

Diözese Rottenburg-Stuttgart. Anfangs, sagt Kirchenhistoriker Jürgen Schmiesing, habe sich Sproll beim Umgang mit den braunen Machthabern noch aufs Abwarten verlegt. Doch schon bald bezog er öffentlich Stellung. Seine Predigten seien „kampagnenartig“ gewesen, die Schärfe seiner Wortwahl sei hervorstechend.

Kein „deutscher Gott“

Zu entsprechenden rassistischen Theorien der Nazis etwa predigte Sproll: „Der deutsche Gott ist überhaupt kein Gott.“ Auch verwendete er Analogien, indem er über die Römerzeit und von „Gewaltmenschen, die sich auf große Heeresmassen stützen“, sprach. Damit waren unausgesprochen die NS-Machthaber gemeint. 1938 drängten die Nazis den widerspenstigen Sproll aus dem Amt. Erst 1945 konnte er in seine Diözese zurückkehren.

„In seinem Bekennen war er zweifellos schon Zeitgenossen ein Vorbild“, sagt Schmiesing. „Sein persönliches Schicksal zeigt auch, dass er bereit war, weitgehende Konsequenzen in Kauf zu nehmen.“ Vor einigen Jahren wurde ein Seligsprechungsverfahren eingeleitet.

Christoph Klawitter

SORBISCHES WINTERFEST

Ein Brauch, der Identität gibt

Die „Vogelhochzeit“ vermittelt Kindern Werte und vereint die Generationen

RÄCKELWITZ – Meisenknödel und Sonnenblumenkerne füllen das Vogelhäuschen. Dafür sorgen die Kinder umsichtig. Auf dem Weg in den Nachbarort hängen sie liebevoll Äpfel mit kleinen Körnern in die Sträucher. Eine gewöhnliche Fütterung? Nein. In der Kindertagesstätte „Zum Wassermann“ in der sächsischen Oberlausitz steckt dahinter die „Vogelhochzeit“, ein großes sorbisches Winterfest.

„Mit der Vogelhochzeit beginnt der Jahreskreis sorbischer Bräuche und Traditionen. Die Tage werden wieder heller. Die Natur erwacht zu neuem Leben. Einige Vögel zwitschern bereits“, sagt Daniela Scholze, seit 2011 Leiterin der Kindertagesstätte.

Die Vogelhochzeit rufe Dank und Achtsamkeit für die Gaben der Natur hervor. Sie wecke Liebe und Verantwortung für das Mitgeschöpf Tier und stärke die Beobachtungsgabe der Kinder. Ebenso legt das Fest, das die Kinder mitgestalten, Wert auf die sorbische Sprache. Und es verbindet die Generationen: „Kinder, Erzieherinnen, Eltern und Großeltern freuen sich darauf. Ein Jeder wird eingebunden, ein Jeder trägt zum Brauchtum bei“, verdeutlicht Scholze.

Seit Jahresbeginn haben sich die Kinder vorbereitet. Die Jüngsten füttern und beobachten die Tiere, die Kindergartenkinder malen und basteln Vögel. Die Hortkinder gestalten Tischschmuck für das Programm in der Sporthalle und dekorieren Festtafel und Bühne. Einige



▲ Begeistert übt die Vorschulgruppe mit Erzieherin Christin Herfurth (links) an der Gitarre und Erzieherin Petra Matka (Mitte) Lieder, Reime und den Tanz für das Fest. Die Räume zieren viele bunte Vögel (unten). Fotos: Kirschke



servieren den Eltern und Großeltern nach dem Programm sogar Kaffee.

„Den Einzug gestalten wir als gesamter Kindergarten“, sagt Erzieherin Petra Matka. Erstmals hat sie das Programm mitentworfen. Die Lieder „Hallo, Hallo“ und „Ein Vogel wollte Hochzeit feiern“ sowie „Wir feiern heut ein Fest“ erfreuen die Gäste. Reime, Gedichte, Sketche und Rätsel erläutern den Brauch.

Der Tanz „Vögelein, Vögelein tanz mit mir“ verbildlicht ihn originell. „Es gibt sogar einen Dialog zwischen Pfarrer und Brautpaar“, sagt Matka. „Jede Gruppe bringt sich ein. Jede Kollegin gestaltet ihren Teil. Die komplette Vorschulgruppe tritt in sorbischer Tracht auf. Darauf legen wir Wert.“

Am Morgen des 25. Januar feiern die Kinder erst in den jeweiligen Gruppen die Vogelhochzeit: Nach dem Morgenkreis öffnen sie die Fenster, stellen Teller auf und entfernen sich für kurze Zeit. Später staunen sie über die Vögel aus Teig, die sie auf ihren Tellern finden – der Dank ihrer gefiederten Freunde für das Futter in der kalten Jahreszeit. „Ab Mittag stimmen wir uns ganz auf das Programm ein“, sagt Scholze.

Dabei ist sie dankbar für viele kleine stille Gesten. Die Schulsekretärin bereitet den Kaffee vor. Der Hausmeister und die Gemeindearbeiter stellen Tische und Stühle für die Besucher auf. „Auch die Eltern unterstützen uns rege“, freut sich die Leiterin. „Lange im Vorfeld schon lernen sie mit den Kindern fleißig die Texte und üben sie zu Hause immer wieder.“

Die Kinder sind aufgeregt. Antonius Rauer führt als „braška“ (Hochzeitsbitter) die Hochzeitsgesellschaft durch das Programm und stimmt die Lieder an. Dem Brautpaar, gespielt von Lea Neck als „njewjesta“ (Braut) und Tim Zschornack als „nawoženja“ (Bräutigam), folgen die „družki“ (Brautjungfern). Danach laufen die „słonki“ (Patinnen), „swaty“ (Begleiter) und weitere Besucher wie Gänse und Enten als Musikanten, Köchin und Koch, der Pfeife rauchende Onkel Jurij und der Pfarrer. Das Huhn trägt ein Butterschäffchen. Die Eule schließt die Fensterläden. „Jeder hat seine Aufgabe“, sagt Matka.

Liebevolle Gestaltung

Mit Stolz tragen die Kinder ihre aufwendigen Trachten. Diesen widmen sich Trachtenschneiderinnen und Ankleidefrauen mit viel Liebe zum Detail. Um etwa eine Brautjungfer einzukleiden, dauere es bis zu anderthalb Stunden, sagt Matka. „Schon einen Tag vorher werden die Haare eingeflochten. Sorgfalt erfordert vor allem, den Kopfschmuck und das Perlennetz anzubringen.“

Alle sind sie stolz auf ihre Kinder und den jahrhundertealten sorbischen Brauch. Eltern wie Erzieherinnen haben die Tradition als Kinder oft selbst intensiv erlebt. „So liebevoll und konsequent wie wir heute den Brauch pflegen und weitergeben, so werden ihn eines Tages auch unsere Kinder weitergeben“, davon sind Scholze und Matka überzeugt. „Die Vogelhochzeit erinnert uns an unsere Wurzeln. Sie belebt unsere sorbische Muttersprache. Es liegt ganz an uns, wie wir den Kindern die Liebe zum Brauch mitgeben.“

Andreas Kirschke



▲ Mit Petra Matka kümmern sich Lea Neck, Tim Zschornack und Antonius Rauer (von links) um Futternachschub im Vogelhäuschen.

Hinweis

Noch mehr Vogelhochzeit:

Für Erwachsene führt das Sorbische Nationalensemble das Stück „Kaum zu glauben“ auf. Für Kinder steht der „Hochzeitstraum im Märchenwald“ auf dem Programm. Die Aufführungen sind bis Ende Februar an verschiedenen Spielorten zu sehen. Informationen zu den jeweiligen Terminen sind unter www.sne-bautzen.de/spielplan abrufbar.

KITSCH ODER KULT?

Kleiner Kosmos unter Kunstglas

Im Allgäu werden mit viel Handarbeit 100 000 Schneekugeln pro Jahr produziert

KAUFBEUREN – Seit 1954 produziert die Firma Walter & Prediger im Allgäu Schneekugeln. Die Zauberwelten im Kunststoffgehäuse erfordern viel Handarbeit, und kommen längst nicht immer nur winterlich daher.

„Es ist schon irre, was man mit etwas Farbe, winzigen Bildchen und deren Positionierung erzeugen kann. Einen ganzen kleinen Kosmos“, sagt Hans Walter. Dann greift er sich einen solchen Kosmos, eine winterprächtige Berglandschaft, schüttelt ihn kräftig. Und plötzlich ist er da, dieser Moment von Gebantheit und Traumseligkeit. Walter liefert dafür eine Erklärung: „Pfu! Schnee – das sagt doch keiner. Schnee macht alle friedlich.“

Der 66-Jährige ist Chef der Firma Walter & Prediger, eines Herstellers von Spielzeug, Souvenirs und Dekoartikeln im Kaufbeurer Stadtteil Neugablonz. Das Unternehmen mit seinen 20 Mitarbeitern fabriziert Schneekugeln, ein Produkt, das in Deutschland nur noch an einem anderen Ort gefertigt wird.

In Neugablonz entsteht sie in immer wieder neuer Optik. Sie zeigt Naturidylle, Stadtansichten und Straßenszenen, alles stets heimelig. Doch nicht immer steckt Schnee in dem Oval, statt lieblich geht's auch mal lustig zu, berichtet Walter: „Wir haben für die Schweizer Post schon Briefe stöbern lassen, Buchstaben für das Mainzer Gutenberg-Museum und Geldscheine für eine Wallstreet-Ausgabe.“



▲ „Ein ganzer kleiner Kosmos“ steckt in so einer Schneekugel, findet Hans Walter aus Kaufbeuren-Neugablonz.



▲ Nebiye Aydogdu befüllt die Schneekugeln mit einer destillierten Flüssigkeit, damit drinnen keine Algen wachsen. Fotos: KNA/Mayr

Erfunden worden sei die Schneekugel wohl im 19. Jahrhundert in Frankreich, ergänzt der Firmenchef. Walter & Prediger habe die erste 1954 herausgebracht. „Mein Vater Otto reagierte damit auf den Warenausfall in der Zeit des Wiederaufbaus, besonders auf das Bedürfnis der wachsenden Zahl von Touristen, aus dem Urlaub ein Souvenir mitzubringen.“

Wie früher steckt in der Produktion einer Schneekugel noch heute viel Handwerk. Sie beginnt aber maschinell: mit dem Herstellen der Figurenformen. Rund 3000 alte Stahlplatten mit eingravierten Motiven besitzt das Unternehmen, neue Vorlagen entstehen digitaltechnisch. Das Muster wird dann in eine Spritzgussmaschine eingesetzt. „In die fülle ich Kunststoffgranulat“, erklärt Mitarbeiter Harald Wolf (49). Er spricht laut, denn in der Werkstatt dröhnt es arg. „Das Granulat wird auf etwa 110 Grad erhitzt und dadurch zähflüssig. So wird's in die Form gespritzt, das Ganze kühlt aus, und fertig ist der Rohling.“

Dieser kommt zu Christiane Albrecht (55). Die Malerin verpasst dem weißen Stück Plastik einen Anstrich. Mit zarten Pinseln verziert sie mit wimpernfeinen Strichen Figuren, die kaum so groß sind

wie ein kleiner Finger. „Manchmal brauche ich eine Lupe“, sagt sie und tunkt ihr Utensil in Lösungsmittel. „Das verdünnt die Farbe, so dass sie auch in Rillen läuft. Hier etwa in das Fell am Rentierhals, das gewinnt dadurch an Tiefenwirkung.“ Das Tier steht vor einem Hintergrund aus verschneiten Bäumen im Mondenschein.

Genauso wie das aussieht, riecht es an Albrechts Arbeitsplatz auch: süßlich. Dem Lösungsmittel sei Dank und dem Klebstoff von Albrechts Kollegin Ayla Esen (50). Sie hat den Hintergrund ausgedruckt und ausgestanzt, das Papier wasserdicht eingeschweißt und schließlich hinter die Figur auf den Kugelboden geklebt. „Der Kleber muss trocknen, dann kommt die Haube drüber, die wie die Figur aus der

Spritzgussmaschine stammt“, erklärt sie.

Danach bewässert Nebiye Aydogdu (49) die Kugel, indem sie einen dünnen Schlauch in ein Loch in deren Boden steckt. „Die Flüssigkeit ist destilliert, damit sie nicht gammelt“, erläutert Aydogdu. Dann greift sie zu einer Art Spritzpistole und flößt der Kugel Schnee aus Mini-Kunststoffpartikeln ein. „Das Ganze bleibt über Nacht stehen, damit die Luft sich oben sammelt. Am nächsten Tag gieße ich etwas Wasser nach, damit die Bläschen entweichen. Stöpsel drauf und fertig.“

Nostalgisches Mitbringsel

Und wer erweist die Schneekugel dann? „Wir produzieren pro Jahr gut 100 000 Stück“, antwortet Hans Walter. „Gut zwei Drittel davon verkaufen wir in Deutschland, den Rest ins Ausland, bis nach Amerika und Japan.“ Das Gros diene wohl als nostalgisches Mitbringsel, zudem verteilen viele Unternehmen die Kugeln als Kunden- und Werbegeschenke, darunter Facebook, Milka und die Postbank.

„Von den Kugeln allein könnten wir nicht leben“, meint Walter. Insgesamt aber sei der Absatz zufriedenstellend, trotz der Billigkonkurrenz aus Fernost. Und trotz vieler Kritiker, die meinten, die Kugeln seien bloß Kitsch. „Sind sie auch – aber der Mensch braucht so was.“ Mancher offenbar sehr: Es gibt Sammler, die Hunderte und Tausende dieser Objekte horten. Kult ist die Schneekugel folglich ebenfalls. Und außerdem im Wandel: „Wir planen beleuchtete Exemplare“, verrät Walter. In Neugablonz arbeitet man also weiterhin am Schnee von morgen.

Christopher Beschnitt

▶ Unter dieser Glaskugel sitzt ein Hündchen. Auf dessen Fell kann man es schneien lassen.



29 In dieser Zeit verstand ich beim besten Willen nicht, dass sich die Mama das antat, fast täglich auf

Achse zu sein – per Bus oder Bahn, meist aber zu Fuß, anstatt sich in Großmutterns Garten zu setzen und sich von ihrer anstrengenden Arbeit einmal gründlich auszuruhen. Heute kann ich es nachvollziehen. Sie, die viele Jahre in der „Fremde“ verbracht hatte, isoliert von allen Angehörigen, muss förmlich ausgehungert gewesen sein nach verwandtschaftlichen Kontakten. Ja, heute ergeht es mir selbst so. Immer wieder muss ich nach Südtirol, um meine Lieben zu sehen. Sie sind wirklich herzengute und gastfreundliche Leute und halten auch untereinander regen Kontakt.

Aber nicht nur meine Verwandten lernte ich als nette, hilfsbereite Menschen kennen, sondern auch viele andere Südtiroler. Mir scheint, ihr Familiensinn ist wesentlich ausgeprägter als der in Bayern. Vielleicht hat sie das zusätzlich zusammengeschnitten, dass sie sich so lange gegen die Faschisten wehren mussten, um nicht als Volk unterzugehen.

Aber zurück zum Sommer 1949. Als wir von Partschins zurück waren und meine Mutter die nächste Besuchsfahrt ankündigte, nämlich nach Taufers, streikte ich: „Nein, Mama, ich derpack das net!“ Für mich überraschend, zeigte sie tatsächlich Verständnis und ließ mich allein bei der Nandl zurück. Diese Freiheit genoss ich sehr. Schon am frühen Morgen und am Spätnachmittag durchstreifte ich Lichtenberg. Zu diesen Zeiten spielte sich hauptsächlich das Dorfleben ab, was ich ausgesprochen liebte. Es kam mir vor, als habe dieses Dorf Johanna Spyri für ihr Buch „Heidi“ als Vorlage gedient. Aus diesem hatte uns unsere Lehrerin immer wieder vorgelesen.

Früh am Morgen blies der Ziegenhirt in sein Horn, und alle Ziegenställe öffneten sich wie von Geisterhand. Aus den Türen strömten sie herbei, die großen und die kleinen Geißen, weiße, braune und gefleckte. Dann stieg der „Geißenpeter“ mit ihnen den Berg hinauf, ein fröhliches Gemecker hinter sich. Wenig später blies der Schafhirt in sein Horn. Dann öffneten sich die Schafställe, und lauter große und kleine, helle und dunkle Wollknäuel quollen hervor. Hatte er alle beisammen, zog der Schäfer mit seiner Herde auf die Bergwiesen. Am Abend strömten wieder alle Tiere ins Dorf zurück und fanden selbstständig in die heimlichen Ställe.

Der „Geißenpeter“ und der Schafhirt aber mussten erst einmal überlegen, in welches Haus sie zum

Sommererde

Eine Kindheit als Magd



Mizzi genießt die Zeit in Südtirol. Der Großvater erzählt ihr alles, was er über Kräuter und ihre Heilkraft weiß und sie darf ihn öfter bei seinen Streifzügen durch Wald und Flur begleiten. So sehr sich Mizzi danach gesehnt hat, endlich ihre Verwandten kennenzulernen – bald werden ihr die zahlreichen Besuche zu viel. Innerhalb kürzester Zeit lernt sie so viele neue Menschen kennen.

Nachtessen gehen sollten, denn dieses bekamen sie jeden Abend bei einer anderen Familie. Nun darf man sich den „Geißenpeter“ und den Schafhirten nicht als Buben vorstellen wie in dem „Heidi“-Buch. Unsere beiden Hüter waren gestandene Mannsbilder, wohl zwischen 25 und 30 Jahre alt.

Nachdem meine Mutter mit Rudi aus Taufers zurück war, nahmen wir die gemütlichen Erzählabende in der Stube der Großeltern wieder auf. Unter anderem gab die Nandl eine Geschichte aus ihrer Kindheit zum Besten, die zeigte, wie raffiniert sie war und wie logisch sie damals schon denken konnte.

Schon früh musste sie auf ihre kleinen Schwestern aufpassen, wenn die Mutter auf dem Felde arbeitete. Beim Spielen vergaß die kleine Maria aber manchmal ihre Pflichten. Damit sie diese in Zukunft gewissenhafter ausführte, dachte sich die Mutter ein Druckmittel aus. An einer Küchenwand hing eine einfache Reproduktion vom heiligen Franziskus, die nach einem Gemälde angefertigt worden war. Maria muss sieben oder acht Jahre alt gewesen sein, da erklärte ihr die Mutter, bevor sie das Haus verließ: „Sei schön brav, und pass gut auf die Kleinen auf. Der heilige Franziskus beobachtet dich, er sieht alles.“ Kaum war die Mutter weg, suchte sich Maria einen spitzen Gegenstand und kratzte dem Heiligen die Augen aus.

Eine andere Geschichte von ihr hat mich ebenfalls stark beeindruckt, eine traurige allerdings.

Nandls Schwester Anna, also die Zweite in der Schwesternreihe, hatte einen braven Bauern geheiratet. Beide freuten sich auf das erste Kind. „Egal ob Bub oder Madl“, hatte ihr Mann gesagt. „Es wird genommen, was kommt. Hauptsach, das Kind ist gesund.“

Noch bevor bei der Anna die Wehen einsetzten, hatte sie eine starke Blutung. In großer Besorgnis rannte der Bauer zur Hebamme, die auch gleich mit ihm zurückkam. Diese erkannte sofort, dass sie mit dieser Entbindung überfordert sein würde, und hieß den Bauern, den Arzt zu holen. Dieser war auch bald zur Stelle. „Auf normalem Wege kann das Kind nicht zur Welt kommen“, stellte der nach wenigen Augenblicken fest. „Die Plazenta liegt vor. Da hilft nur ein Kaiserschnitt.“

„Dazu müsste sie ja ins Spital“, erschrak der Bauer. „Dafür ist die Zeit zu knapp, sie würde unterwegs verbluten“, lautete die Diagnose des Arztes. Damit hatte er zweifellos recht, denn bis zum Meraner Krankenhaus waren es 40 Kilometer, und es stand nur ein Ochsenkarren für den Transport zur Verfügung.

„Eine kleine Chance haben wir noch“, meinte der Doktor. „Wir müssen den Kaiserschnitt hier durchführen.“ Hastig bereitete die Hebamme den Küchentisch als Operationstisch vor. Der Mediziner hob mit dem Bauern die Frau darauf, die zusehends schwächer wurde. Nach Anweisung des Arztes verabreichte die Geburtshelferin ihr die Narkose. Unter den besorgten

Augen des Ehemanns führte der Doktor den Bauchschnitt aus und riss förmlich das Kind heraus.

Doch es war bereits zu spät. Trotz aller Tricks, die ihr zur Verfügung standen, brachte die Hebamme das Kind nicht dazu zu atmen. Es hatte wohl zu lange unter Sauerstoffmangel gelitten. Unterdessen nähte der Arzt die Bauchdecke wieder zu und bemühte sich weiterhin um die junge Mutter. Doch vergebens, sie wachte aus der Narkose nicht mehr auf. Für den Bauern brach eine Welt zusammen. Auf einen Schlag hatte er seine Frau und seinen Stammhalter verloren. Doch schon bald wusste er sich zu trösten. Er heiratete eine junge Bauerntochter, die ihm einen ganzen Haufen Kinder schenkte.

Über Kassian, den einzigen Sohn meines Urgroßvaters Blasius, gibt es auch noch einiges zu sagen. Er, als 13. Kind seines Vaters, das ohne Mutter hatte aufwachsen müssen, war liebevoll umsorgt und von seinen Schwestern gehegt und gepflegt worden. Einer nach der andern fiel die Aufgabe zu, sich, bevor sie das Vaterhaus verließ, um den Haushalt und den kleinen Bruder zu kümmern. So wurde ein anständiger und rechtschaffener Mensch aus ihm, zur Freude seines Vaters. Dieser lernte ihn schon früh genug an, weil er ja nach ihm der Bauer auf dem Hof werden sollte.

Mathilda, die jüngste Schwester von Kassian, musste am längsten auf dem elterlichen Hof ausharren. Sie konnte ja den alten Vater und ihren „kleinen“ Bruder nicht selbst überlassen. Im Jahr 1918, als Kassian in Lina eine brave, tüchtige Bäuerin fand, konnte Mathilda endlich ihrem Herzen folgen, ihren langjährigen Verehrer Sepp heiraten und zu ihm auf seine Obstpflanzung in Partschins ziehen.

Kassians Frau brachte am 20. August 1920, zwei Jahre nach der Hochzeit, einen Stammhalter zur Welt, der den Namen Hermann bekam. Dass er die Geburt dieses Enkels noch erleben durfte, machte den alten Blasius sehr glücklich, sah er in ihm doch den nächsten Bauern auf seinem Hof. Er konnte ja nicht ahnen, dass das Schicksal für diesen Enkel einen ganz anderen Lebensweg vorgesehen hatte.

► Fortsetzung folgt

Sommererde
Roswitha Gruber
© Rosenheimer
Verlagshaus GmbH &
Co. KG Rosenheim
2018, ISBN:
978-3-475-54716-4



Viel zu schade zum Wegwerfen

Weihnachtssterne können bei richtiger Pflege viele Jahre Freude bereiten

Selten ist eine Pflanze so eng mit einem Fest verbunden wie der Weihnachtsstern. Oft ist sein Schicksal schon bald nach den Festtagen, denen er seinen Namen verdankt, besiegelt: Er landet in der Biotonne. Doch das muss nicht sein. Mit der richtigen Pflege kann die farbenfrohe Pflanze durchaus mehrere Jahre Freude bereiten.

Der Weihnachtsstern, regional auch Christ- oder Adventsstern, gehört zu den Wolfsmilchgewächsen. Sobald die ersten Exemplare dieser hübschen Pflanzen in den Gärtnereien auftauchen, ist es höchste Zeit, sich um die Vorbereitungen für das Christfest zu kümmern. Erhältlich ist er in unterschiedlichen Größen und Farben: vom kleinen, aber feinen Tischschmuck bis hin zu großen Schalen, mit verschiedenen Sorten.

Mühe, die sich lohnt

Wenn der weihnachtliche Trubel vorbei ist, lohnt es sich sehr, sich dem Weihnachtsstern erneut zuzuwenden. Denn er kann durchaus über mehrere Jahre hinweg bewahrt werden. Bei richtiger Pflege können manche Exemplare sogar zu üppigen, viel verzweigten Pflanzen heranwachsen.

Eine Gefahr für den Christstern ist die Weiße Fliege, die ihn gerne befällt. Langjährige Erfahrungen haben gezeigt, dass die „chemische Keule“ bei diesem höchst ungeliebten Schädling nur selten hilft und man sich besser von der befallenen Pflanze trennen sollte, bevor sie andere Bewohner des Blumenfensters ansteckt.

Beim Kauf ist es wichtig, dass sich der Christstern, dessen Heimat in



▲ Wer seinen Weihnachtsstern über mehrere Jahre gut pflegt, kann sich über ein kleines Bäumchen freuen. Fotos: Reitzig

Mexiko liegt, nicht „erkältet“. Dagegen hilft das Einpacken in Zeitungspapier. Bereits im Geschäft sollte der Pflanzenfreund sich den Weihnachtsstern gut anschauen. Unter seinen farbigen Hochblättern sollte er kräftig dunkelgrün belaubt sein. Exemplare mit flattrig wirkenden,

übergroßen Hochblättern sollte man lieber stehenlassen.

Schon mit einfachen Mitteln kann ein Weihnachtsstern mehrere Jahre alt werden und so lange Zeit Freude bereiten: Nach dem Verblühen sollte er nicht nur auf knapp 20 Zentimeter eingekürzt werden, sondern auch bis in den April hinein deutlich trockener gehalten werden, damit er eine Ruhephase durchlaufen kann.

Im Mai beginnt sein erneutes Wachstum. Zu dieser Zeit kann man ihm frische humusreiche Erde zukommen lassen, um eine ausreichende Versorgung mit Nährstoffen zu gewährleisten.

Tageslicht rationieren

Aufgrund ihrer inneren Uhr, die auf die vorherrschende Tageslichtmenge reagiert, sollte die Pflanze ab September weniger als zwölf Stunden Licht bekommen. Das lässt sich leicht bewerkstelligen, indem man ihr ab Oktober den Kurztag simuliert und den Christstern von 18 bis

8 Uhr morgens vorsichtig mit einem Karton abdeckt. Auf diese Weise ums Tageslicht betrogen, wird der Christstern pünktlich zur Adventszeit wieder blühen. In der Finsternis legt er seine Blüten an und zaubert die typischen gefärbten Hochblätter.

Besonders freut sich der Weihnachtsstern, wenn er mit zimmerwarmem Regenwasser verwöhnt wird. Dabei ist es sinnvoll, ihn von unten zu gießen. Dass der Christstern bei seiner erneuten Blüte meist nur kleinere gefärbte Hochblätter ausbildet, tut seiner Schönheit keinen Abbruch. Und sein Besitzer darf auf seinen Erfolg, das Exemplar „durchgebracht“ zu haben, stolz sein.

Noch vor ein paar Jahren wurde der klassische Weihnachtsstern lediglich in sattem, samtigen Rot angeboten. Inzwischen gibt es neuere Züchtungen mit attraktiven Marmorierungen. In den Gärtnereien gehen dem Pflanzenfreund in der Adventszeit schier die Augen über. Inzwischen gibt es sogar Exemplare in Cremeweiß, fast reinem Weiß oder in modischem Pink.

Empfindlich sind alle Exemplare gegen zu kühle Standorte oder gar Zugluft. Deshalb sollte man „seinen“ Weihnachtsstern nicht im zugigen Eingangsbereich eines Supermarkts erwerben. Was diese Exoten ebenfalls überhaupt nicht mögen, ist Staunässe, denn in ihrer mexikanischen Heimat ist Wasser Mangelware. Dass sie in freier Wildbahn gerne zu wahren Bäumen mit einer Höhe von bis zu drei Metern heranwachsen, muss man gesehen haben. Sie vermitteln den Eindruck, als würden sie nur aus Blüten bestehen.

Besondere Schnittblume

Gern wird diese Pflanze auch als Schnittblume verwendet, wobei der Florist durch Zugabe von Ranunkeln oder Purpurglöckchen prächtige Buketts zu binden versteht. Will man an diesem Werk länger Freude haben, sollten ein paar Tipps beachtet werden: Bevor man den Stängel in die Vase stellt, sollte er erneut angeschnitten und das Stielende kurz in 60 bis 70 Grad warmes Wasser getaucht werden. Einem frühzeitigen Welken arbeitet auch das Abbrennen der Schnittfläche mit einer Kerze entgegen. Vor einer Beschädigung seiner Blätter sollte man sich hüten, denn diese hat einen Milchausfluss zur Folge, der unschöne Flecken verursacht. Also, gutes Gelingen!

Renate Reitzig



▲ Neben dem klassischen rot blühenden Christstern gibt es die Pflanze inzwischen auch in einigen anderen Farben und attraktiven Marmorierungen.



▲ Immer mehr Kinder und Jugendliche leiden unter Adipositas. Damit erhöht sich auch das Risiko für Diabetes, Herzinfarkt, Schlaganfall und einige Krebsarten. Foto: KNA

Ärzte fordern Zuckersteuer

Bisherige Präventionsprogramme gegen Fettleibigkeit erreichen Risikogruppe nicht

Vor allem Kinder aus bildungsfernen Haushalten sind die Leidtragenden: Kinderärzte verzeichnen seit Jahren einen Anstieg der Fettleibigkeit. Deshalb fordern sie eine effizientere Präventionspolitik und entschiedenere Maßnahmen.

Während die Gesamtzahl der Kinder mit ernststen Gewichtsproblemen zuletzt etwa gleich geblieben sei, habe im vergangenen Jahrzehnt die soziale Ungleichheit beim Auftreten von krankhaftem Übergewicht stark zugenommen, sagte der Präsident des Berufsverbandes der Kinder- und Jugendärzte, Thomas Fischbach. Bisherige Präventionskampagnen erreichten nicht die Risikogruppen: bildungsferne und sozioökonomisch benachteiligte Familien.

Zusammen mit Vertretern der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin (DGKJ) und der Deutschen Adipositasgesellschaft sprach sich Fischbach unter anderem für eine Besteuerung zuckerhaltiger Getränke aus, wie beispielsweise in Großbritannien und Mexiko.

Aktuell ist den Angaben zufolge fast jedes sechste Kind zwischen

drei und 17 Jahren (15,4 Prozent) in Deutschland zu dick. 5,9 Prozent leiden an krankhafter Fettleibigkeit, sogenannter Adipositas. Als größter Risikofaktor für kindliches Übergewicht gilt eine ungesunde Ernährung.

Bessere Kennzeichnung

Die Ärzteverbände plädieren deshalb auch für ein Verbot von zuckerhaltigen Getränken in Kitas und Schulen – wie es in Belgien und Frankreich üblich ist – sowie für eine Kennzeichnung gesunder Lebensmittel auf der Packungsvorderseite. Vorbild dazu sollte der in Frankreich bereits eingeführte „Nutriscore“ sein. Damit würden Lebensmittel vor allem aufgrund ihres Gehaltes an Zucker, gesättigtem Fett und Salz mit einem Buchstaben- und Farbcode klassifiziert – ähnlich der in Europa gängigen Kennzeichnung des Energieverbrauches bei Elektrogeräten, sagte Berthold Koletzko, Vorsitzender der DGKJ-Ernährungskommission.

Fischbach riet Verbrauchern dazu, „bis zur allgemeinen Einführung des Nutriscore“ eine App wie etwa „Open Food Facts“ auf das

Smartphone zu laden. Damit könne im Supermarkt der Barcode der Produkte gescannt werden, um die jeweilige Bewertung durch „Nutriscore“ zu erhalten.

Hohe Folgekosten

Die Ärzteverbände schätzen gesellschaftliche Folgekosten von 393 Milliarden Euro über die gesamte Lebenszeit der heute übergewichtigen Kinder. Zentraler Risikofaktor sei der Bildungsstatus der Eltern, erklärte Fischbach. Ein fehlender Schulabschluss der Eltern erhöhe das Adipositas-Risiko bei den Kindern erheblich.

Adipositas bei Kindern und Jugendlichen führt zu stark erhöhten lebenslangen Krankheitsrisiken, wie etwa Zuckerkrankheit, Herzinfarkt, Schlaganfall und einigen Krebsarten. Außerdem sinke die Lebenserwartung. Bisherige Präventions- und Informationsangebote würden vor allem bildungsnahe Familien und die Mittelschicht erreichen.

Weiter sprechen sich die Ärzteorganisationen für eine konsequente Beschränkung von Lebensmittelwerbung aus, die an Kinder gerichtet ist. So liegt bei elf- bis 13-jähri-

gen Jungs der tägliche Konsum von zuckerhaltigen Getränken bei fast einem halben Liter. Susanna Wiegand von der Deutschen Adipositasgesellschaft betonte, viele wissenschaftliche Studien belegten, dass regelmäßiger Verzehr von zuckerhaltigen Getränken ein starker Risikofaktor für Übergewicht und Adipositas sei. „Kinder sollten lernen, Wasser zu trinken, um ihre Gesundheit zu schützen“, sagte Wiegand.

Industrie blockiert

Koletzko forderte von der Politik konsequente Maßnahmen. „Wir können es uns nicht leisten, nichts zu tun“, sagte Koletzko. Zugleich kündigten die Verbände ihre Mitarbeit in der vor gut einem Jahrzehnt gegründeten „Plattform Ernährung und Bewegung (PEB)“. Zur Begründung sagte Ingeborg Krägeloh-Mann, Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin, die überwiegende Mehrzahl der PEB-Mitglieder komme aus der Lebensmittelwirtschaft und blockiere die dringend notwendige Diskussion über zielführende Maßnahmen zum Schutz der Kinder vor zu viel ungesunden Lebensmitteln. *epd*

Gegen ein eingespieltes System

Ein Streetworker kämpft in Tschechien für die Bildung von Roma-Kindern

Das Büro von Kumar Vishwanathan ist leicht an den langen Warteschlangen zu erkennen. Gerade steckt er mitten in einer Beratung: Eine junge Frau aus der Roma-Minderheit will wissen, wie es mit ihrem Kind im schulpflichtigen Alter weitergeht. „Solche Fragen klären wir hier am laufenden Band“, sagt Vishwanathan später entschuldigend, die Schlange hat er jetzt abgearbeitet und atmet kurz durch. Seit er die Schulbildung für Roma-Kinder zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, hat der Streetworker in der Industriestadt Ostrava im Osten Tschechiens kaum noch eine ruhige Minute.

Ursprünglich kam Vishwanathan der Liebe wegen aus Indien nach Tschechien, er ist eigentlich Mathematiklehrer. Bekannt wurde er vor zehn Jahren, als er eine Sammelklage initiierte: Ein gutes Dutzend junger Roma zog vor Gericht, weil sie als Sonderschüler eingestuft wurden. Sie boxten den Fall durch bis zum Europäischen Gerichtshof. Die Richter entschieden, dass der tschechische Umgang mit Schülern aus der Roma-Minderheit gegen die Menschenrechte verstoße.

Schon seit den Zeiten des Kommunismus wurden Roma-Kinder quasi automatisch von der ersten Klasse an in Sonderschulen geschickt. Diagnose: „mental retardiert“. Auf Sonderschulen in Ostrava, erinnert sich Vishwanathan, gingen über Jahre hinweg etwa 51 Prozent aller Roma-Kinder. „Das



▲ Stefan ist ein Roma-Kind. Früher hieß das fast immer: Sonderschule. Dank der Unterstützung von Streetworker Vishwanathan wird er bald eine klassische Grundschule besuchen. Gemeinsam mit seiner älteren Schwester erhält er dafür Nachhilfeunterricht.

ist absurd, das ist doch evolutionär gar nicht möglich, dass mehr als die Hälfte einer Bevölkerungsgruppe geistig behindert ist“, empört sich der Streetworker.

Es war ein System, das über Jahrzehnte eingespielt war: Viele Eltern unterschrieben gleichmütig den Bescheid, dass ihre Kinder auf die Sonderschule gehen sollten – schließlich waren sie selbst auch schon dort und

die Nachbarn schickten ihre Kinder auch dorthin. Dass so eine ganze Generation von Roma um ihre Chancen gebracht wurde, wollten viele nicht sehen.

Erfolgreiches Experiment

Als ein Nachbarsmädchen betroffen war, wurde Vishwanathan auf diese Praxis aufmerksam. Er startete einen Versuch: Jeden Tag bekam die kleine Svetlana Nachhilfeunterricht. Ein paar Monate später entschied die Psychologen-Kommission, die sie vorher zur Sonderschule geschickt hatte: alles in Ordnung.

Das Experiment bestärkte den Streetworker in seiner Überzeugung, dass das ganze System der Sonderschulen in Tschechien politisch gewollt sei. Während viele andere Kinder anfangen, Buchstaben zu malen und ihre Finger zu zählen, lernten Roma-Kinder im gleichen Alter Tanzen oder Singen.

Nach dem Erfolg in Straßburg hat Kumar Vishwanathan die Organisation „Vzajemne souziti“ (deutsch: Zusammenleben) gegründet. Der Verein sendet Hilfskräfte an die Schulen in armen Stadtvierteln. Sie sollen den Eltern die Angst davor nehmen, begabte Kinder auf gute Schulen zu schicken, selbst wenn der Schulweg durch die halbe Stadt führt.

Zehn Helferinnen schickt der Verein an etliche Kindergärten und Grundschulen – „alles mit Spenden bezahlt, obwohl das doch eigentlich die Aufgabe des Staates wäre“, merkt Vishwanathan an. Sein Ziel: In drei Jahren will er 300 Kinder auf ihrem Weg an gute Schulen begleiten, heute sind es schon 100.

Ein paar Türen von seinem Büro entfernt zeigt sich, wie gut das klappt: Ein paar Kinder sitzen hier am Schreibtisch. Der siebenjährige Stefan malt reihenweise Hunde, er wird schon bald eine klassische Grundschule besuchen. Neben ihm sitzt seine ältere Schwester, die emsig Buchstaben schreibt. Sie kommt nach den Sommerferien in die dritte Klasse. Ihr Traumberuf ist Tierärztin – allein der Gedanke an einen solchen Beruf wäre für ihre Eltern noch völlig illusorisch gewesen.

Eine neue Generation

Für Kumar Vishwanathan ist die Sache klar: „Die erste Generation von Roma nach dem Zweiten Weltkrieg bestand aus Analphabeten. Die zweite Generation war auf Sonderschulen. Die dritte Generation steht noch mit einem Bein im alten System, aber die vierte Generation – die Kinder von heute –, die kann den Sprung an die klassischen Schulen schaffen.“ *Kilian Kirchgeßner*

Seit Kumar Vishwanathan die Schulbildung für Roma-Kinder in Tschechien zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, hat der Streetworker kaum noch eine ruhige Minute. Er hat einen Verein gegründet, der die Kinder fördert und ihre Eltern darin bestärkt, sie auf eine gute Schule zu schicken.

Fotos: imago





◀ Eine ernste Unterredung in der „Feuerzangenbowle“? Wohl kaum. Schüler Hans Pfeiffer (Heinz Rühmann, links) und Direktor Knauer (Hans Leibelt).

Foto: imago

Vor 75 Jahren

Ein spätberufener Schüler

Die „Feuerzangenbowle“ lehrt Generationen das Lachen

„Dieser Film ist ein Loblied auf die Schule, aber es ist möglich, dass die Schule es nicht merkt“, heißt es im Vorspann zu „Die Feuerzangenbowle“. Der Klassiker ist eine Liebeserklärung an eine „gute alte Zeit“, als sich schrullige Lehrer mit relativ gutmütigen Lausejungen herumschlagen mussten.

Es beginnt mit einer feuchtfröhlichen Runde um eine Feuerzangenbowle. In der Folge macht der berühmte Schriftsteller Dr. Johannes Pfeiffer alias Heinz Rühmann, traurigerweise nur von Hauslehrern erzogen, eine späte Verwandlung durch: zum Penäler Hans Pfeiffer „mit drei F, eins vor dem Ei, zwei hinter dem Ei“. Die Komödie spielt um 1910 im Gymnasium einer idyllischen Kleinstadt. Zum Kollegium zählen Pädagogen wie der Heidelbeerwein-Experte Professor Crey („Aber jähder nohr einen wänzigen Schlock“) oder der verschmitzte rheinische Professor Bömmel („Da stelle mer uns ma ganz dumm...“). Weil Produzent Heinz Rühmann und der Autor der Romanvorlage, Heinrich Spoerl, mit einer ersten Produktion von 1934 unzufrieden waren, wagten sie 1943 eine sehr werkgetreue Neuverfilmung. Sie sollte den Kinobesuchern für wenige Stunden eine Flucht aus dem Kriegsalltag ermöglichen. Das Ergebnis wurde einer der erfolgreichsten deutschen Spielfilme aller Zeiten. Bei der Erstausstrahlung 1969 im ZDF lachten 20 Millionen Zuschauer über den jugendlichen Rühmann, der mit 41 Jahren in die Rolle eines Schülers schlüpfen konnte. Während der Produktion hatten viele von Rühmanns Kollegen im wahren Sinne des Wortes um ihr Leben gespielt. Solange sie vor der Kamera standen, blieben sie vom Kriegsdienst befreit. Deshalb zögerte Rühmann die Dreharbeiten vom 18. März bis 21. Juni 1943 so lange wie möglich hinaus.

Angesichts der alliierten Luftangriffe war jedoch auch die Arbeit in den Ufa-Studios Babelsberg gefährlich. Obgleich extra ein Nazi-Oberlehrer ins Drehbuch geschrieben wurde, stieß die „Feuerzangenbowle“ bei Erziehungsminister Bernhard Rust auf Ablehnung: Der Film untergrabe die Autorität der noch nicht zur Front eingezogenen Lehrer und gehöre verboten! Rühmann wollte sich das nicht gefallen lassen: Mit den Filmrollen fuhr er per Nachtexpress ins Führerhauptquartier nach Ostpreußen, um Adolf Hitler persönlich umzustimmen.

Zwei Tage ließ man Rühmann warten. Hermann Göring sah sich den Film mit seinen Offizieren an, dann ging er zu Hitler. „Ist dieser Film zum Lachen?“, fragte dieser, und Göring antwortete: „Wir haben uns auf die Schenkel geschlagen.“ Daraufhin urteilte Hitler: „Dann ist dieser Film sofort für das deutsche Volk freizugeben!“ Zum Lachen hatte das Volk wenig: Als der Film am 28. Januar 1944 in den Berliner Ufa-Kinos Premiere hatte, erholte sich die Hauptstadt gerade von einem britischen Luftangriff. Einige der jüngeren Schauspieler konnten die Uraufführung nicht mehr miterleben: Sie waren nach Ende der Dreharbeiten eingezogen worden und inzwischen gefallen. Michael Schmid

Wir verlosen

zwei Blu-rays mit der „Special Edition“ der Feuerzangenbowle, zur Verfügung gestellt von AL!VE. Wenn Sie gewinnen möchten, schicken Sie eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Feuerzangenbowle“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder schicken Sie eine E-Mail: redaktion@suv.de (Betreff: Feuerzangenbowle).



Historisches & Namen der Woche

27. Januar

Angela Merici, Paul Josef Nardini

1944 endete nach 900 Tagen die Belagerung Leningrads durch deutsche, finnische und spanische Truppen. Durch die Blockade wurde die Stadt von der Versorgung abgeschnitten. In der Folge starben etwa 1,1 Millionen Bewohner Leningrads – die meisten verhungerten (Foto unten).

28. Januar

Thomas von Aquin

Vor 265 Jahren verwendete der britische Autor Horace Walpole erstmals den Ausdruck „Serendipität“. Der Begriff geht auf ein persisches Märchen zurück. Er bezeichnet eine zufällig gemachte große Entdeckung – etwa die Amerikas, der Röntgenstrahlung oder des Penicillins.

29. Januar

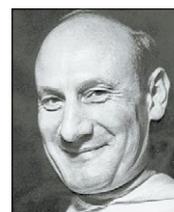
Valerius von Trier, Radegund

1929 wurde das Warenzeichen „Tempo“ zum Patent angemeldet. Das Einmaltaschentuch aus den Vereinigten Papierwerken Nürnberg war schnell beliebt. Schließlich warb es damit, hygienischer zu sein als seine Vorgänger aus Stoff. Der schwungvoll gestaltete Markenname des Originals wird oft nachgemacht.

30. Januar

Martina, Mary Ward

Vor 50 Jahren starb der belgische Dominikaner Pater Dominique Pire. Geprägt von einer Fluchterfahrung zu Beginn des Ersten Weltkriegs, setzte er sich stets für Flüchtlinge ein: Für die von ihm ini-



tierten „Europadörfer“ in Deutschland, Österreich und Belgien erhielt er 1958 den Friedensnobelpreis.

31. Januar

Don Bosco, Eusebius

1929 erschien Erich Maria Remarques Roman „Im Westen nichts Neues“ in Buchform. Die Schilderung der Schrecken des Ersten Weltkriegs aus der Sicht des jungen Soldaten Paul Bäumer wurde noch im selben Jahr in 26 Sprachen übersetzt. Bis heute liegen die Verkaufszahlen weltweit bei über 20 Millionen.

1. Februar

Brigitta von Kildare

Vor 65 Jahren wurde in den Anden bei Santiago de Chile die Permafrostleiche eines Inka-Kindes entdeckt. Der achtjährige „Junge vom El Plomo“ wurde um 1500 lebendig begraben. Als Verbindung zum Übernatürlichen sollte er das Tal schützen und die Macht des Inka-Herrschers festigen.

2. Februar

Dietrich, Markward, Bodo



1844 gründete die Ordensschwester Clara Fey in Aachen die Kongregation der „Schwestern vom armen Kinde Jesus“. Diese wollte bedürftigen Kindern und Jugendlichen eine Möglichkeit zur Schulausbildung und soziale Unterstützung geben. Heute leben in den deutschen Niederlassungen noch 80 Schwestern. In Kolumbien und Indonesien dagegen wächst die Kongregation.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Eine alte Frau zieht einen ausgehungerten Mann auf einem Schlitten. Die Blockade von Leningrad gilt als eines der schlimmsten Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg.

SAMSTAG 26.1.

▼ Fernsehen

📺 20.15 HR: **Meine Tochter Anne Frank.** Otto Frank liest das Tagebuch seiner Tochter Anne und erinnert sich an das Leben in ihrem Versteck in Amsterdam. Dokudrama, D 2015.

▼ Radio

6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Martin Wolf (kath.).
11.05 DLF: **Gesichter Europas.** Baustelle Heimat. Emigration und Zuwanderung in Portugal.

SONNTAG 27.1.

▼ Fernsehen

📺 9.30 ZDF: **Evangelischer Gottesdienst** aus der St.-Matthäuskirche in Braunschweig mit Pfarrerin Johanna Klee.
14.00 ARD-α: **Weltjugendtag in Panama.** Abschlussgottesdienst mit Papst Franziskus.
📺 17.30 ARD: **Wahre Größe.** Alltag von kleinwüchsigen Menschen. Doku.
20.15 RTL2: **Hitler – Aufstieg des Bösen.** Dokudrama, Kan/USA 2003.
▼ Radio
10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Kirche Zu den heiligen Engeln in Landsberg am Lech mit Stadtpfarrer Gregory Herzel.
20.00 Horeb: **Standpunkt.** Höhepunkte vom Weltjugendtag in Panama.

MONTAG 28.1.

▼ Fernsehen

📺 10.35 HR: **Echtes Leben.** Papa, Mama und acht Kinder.
📺 20.15 ARD: **Die größten Flüsse der Erde.** Der Mississippi. Letzter Teil der Dokureihe.
▼ Radio
6.35 DLF: **Morgenandacht.** Peter-Felix Ruelius, Schlangenbad-Georgenborn (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 2. Februar.
15.00 Horeb: **Weltjugendtag in Panama.** Lobpreis und Heilige Messe mit Weihbischof Florian Wörner, Augsburg.
19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** BRD? Nein, danke! Reichsbürger – die unterschätzte Gefahr.

DIENSTAG 29.1.

▼ Fernsehen

20.15 Arte: **Wahre Geschichte.** Hiroshima – Stalins Niederlage. 1945 wetteifern Harry S. Truman und Josef Stalin darum, Japan zur Kapitulation zu zwingen. Direkt im Anschluss: Mao – Vermeintlicher Vater des modernen China.
▼ Radio
19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Anklagen statt wehklagen. Der Klimawandel vor Gericht.

MITTWOCH 30.1.

▼ Fernsehen

📺 18.35 Arte: **Wales.** Großbritanniens wilder Westen. Doku, D 2018.
📺 19.00 BR: **Stationen.** Geschwister – zwischen Liebe und Rivalität.
📺 20.15 ARD: **Kühn hat zu tun.** Krimi um ein verschwundenes Mädchen und einen Mord, der möglicherweise auf das Konto eines Serientäters geht. Verfilmung des Bestsellers von Jan Weiler.
📺 22.10 WDR: **Wölfe.** Schützen oder schießen? Doku, D 2018.
▼ Radio
20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Unterwegs zum neuen Menschen. Der Mystiker Hugo Makibi Enomiya Lassalle.

DONNERSTAG 31.1.

▼ Fernsehen

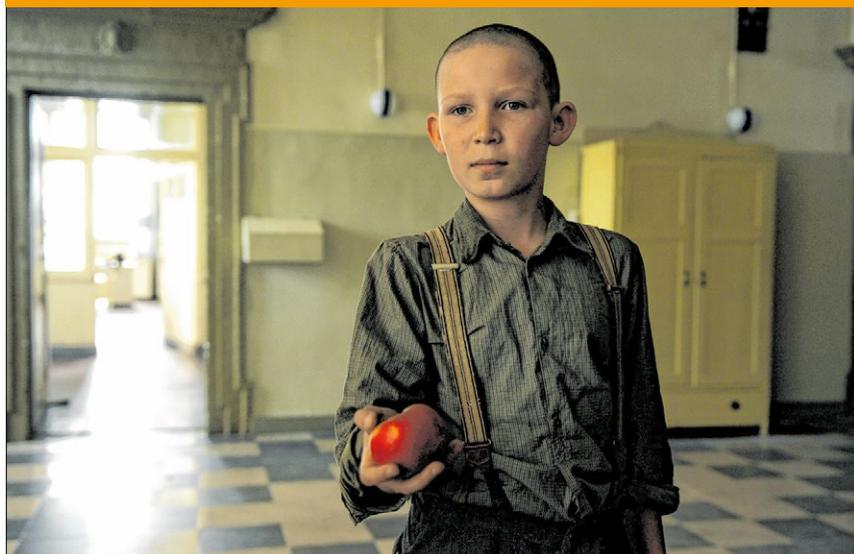
📺 20.15 NDR: **Länder, Menschen, Abenteuer.** Oahu – das Herz von Hawaii. Im Anschluss: Der Bismarck-Archipel – Tropenparadies mit deutscher Vergangenheit.
▼ Radio
14.00 Horeb: **Spiritualität.** Der heilige Don Bosco.

FREITAG 1.2.

▼ Fernsehen

16.15 3sat: **Die Gesichter der Savanne.** Doku.
19.30 Kika: **Operation Arktis – Drei Kinder allein im Eis.** Die 13-jährige Julia und ihre acht Jahre alten Geschwister Ida und Sindre landen aus Versehen allein auf einer winzigen Halbmondinsel im Nordpolarmeer. Abenteuerfilm, Norwegen 2014.
▼ Radio
15.00 DKultur: **Kakadu.** Plastik – Kunststoff, der zur Last wird.
📺: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Kleiner Junge, mächtiges System

Süddeutschland, Anfang der 1940er Jahre: Ernst ist ein aufgeweckter, aber unangepasster Junge. Die Kinderheime, in denen er bisher lebte, haben ihn als „nicht erziehbar“ eingestuft und schieben ihn schließlich wegen seiner rebellischen Art in eine Nervenheilanstalt ab. Nach kurzer Zeit bemerkt er, dass Insassen getötet werden. Ernst setzt sich zur Wehr, findet Freunde, verliebt sich und sabotiert die Maßnahmen des Euthanasieprogramms. Schließlich plant er die Flucht, gemeinsam mit Nandl, seiner großen Liebe. Doch Ernst befindet sich in großer Gefahr. „Nebel im August“ (ZDF, 27.1., 22 Uhr) beruht auf der wahren Lebensgeschichte des NS-Opfers Ernst Lossa.

Foto: ZDF/Bernd Spaube



Kinder und Senioren im Miteinander

Die Ältesten und die Jüngsten unserer Gesellschaft haben oft nur wenige Berührungspunkte. Die Dokumentation „Trubel im Altenheim“ (ZDF, 26.1., 17.35 Uhr) zeigt an Beispielen, wie ein generationenübergreifendes Miteinander neu gedacht werden kann. Denn Alt und Jung können voneinander profitieren: In Waldkirch bei Freiburg beispielsweise besuchen unter wissenschaftlicher Begleitung Kindergartenkinder jede Woche ein Seniorenheim. Gleich gemeinsam in einem Haus untergebracht sind Altenheim und Kindergarten in Wien. Und in Bayreuth helfen im Verein „Jung und Alt zusammen“ Schüler Senioren gegen Stundenlohn oder Gegenleistung.

Erbstreit in Münchner High Society

Bierpatriarch Franz Hofstetter ist tot. Um seine Nachfolge an der Spitze der Brauerei zanken sich jetzt zwei Frauen: Gisela, Franz' zweite Frau und ehemalige Sekretärin, und Vicky, die Tochter aus erster Ehe. Es ist eine echte Sensation, als Vicky nach jahrelanger Abwesenheit mit ihrem amerikanischen Ehemann, einem ehemaligen Basketball-Star, auf der Beerdigung ihres Vaters auftaucht. Die Klatsch-Presse stürzt sich begierig auf das aufsehenerregende Paar (Foto: ZDF/Jacqueline Krause-Burberg) und den Kampf um die Führung der Brauerei: „Bier Royal“ (ZDF, 28.1., 20.15 Uhr; Teil zwei am 30.1. zur selben Uhrzeit).

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv, Satellit Astra: augsburg tv (Sendekennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Sendekennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.



Ihr Gewinn

Gutes für Leib und Seele

Ein biblisches Kochbuch der besonderen Art: „Himmlich genießen – Gutes für Leib und Seele“ bietet 30 Rezepte, Bibeltexte und theologische Betrachtungen sowie großformatige Fotos aller Gerichte. Herausgeberinnen sind Martina Baur-Schäfer und Ulrike Verwold vom „Kirchenpavillon Bonn“, der Gastronomie mit Citykirchenarbeit verbindet.

Die Vielfalt der Rezepte reicht vom Krustenbraten mit gefüllten Kartoffelklößen und Rotkohl bis Thai-Curry auf Reis, vom Vollkornbrot bis zur Schoko-Bananen-Torte. Manchmal passen die Gerichte unmittelbar zum biblischen Text, wie bei Esau Linsengericht. Manchmal übertragen sie den biblischen Impuls eher symbolisch in die heutige Küche.

Wir verlosen fünf Exemplare. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder eine E-Mail mit dem Lösungswort und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 30. Januar

Über eine Hotzenplotz-CD aus Heft Nr. 2 freuen sich:
Zäzilia Hiemer,
86316 Friedberg,
Gerd Möller,
45276 Essen,
Karl Heinz Thierauf,
96317 Kronach,
Rita Zollbrecht,
92269 Fensterbach.

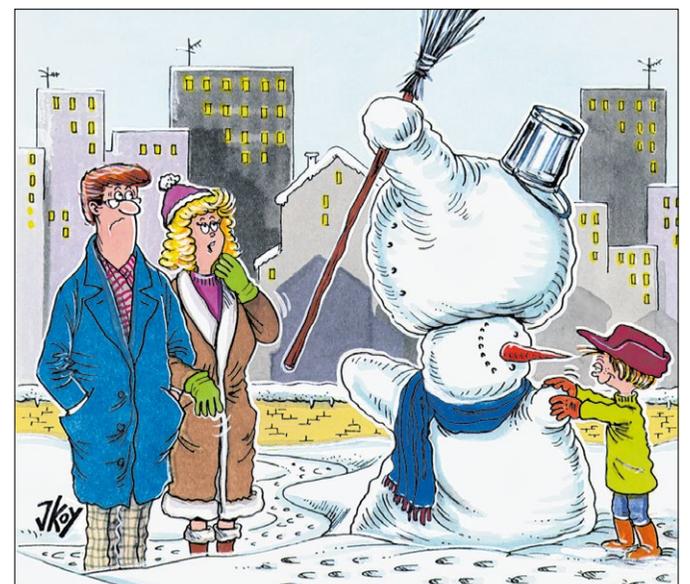
Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 3 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

wohlhabend	englischer Graf	Zuchtstier	modisch elegant	7	US-Bundesstaat	lateinisch: dies	höchster Berg Nordamerikas	klappbarer Regenschirm
			5		Männername			
angeboren		Steigerung von: gut	Argonautenführer				ungarische Steppe	Jupitermond
				1	Insel bei Neapel	6		
Windschattenseite				Witz der Woche „Was geschieht, wenn du eines der Zehn Gebote brichst?“, erkundigt sich der Pfarrer im Religionsunterricht. Mäxchen meint nach kurzem Nachdenken: „Na, dann sind es eben nur noch neun!“ <i>Eingesendet von Sieglinde Kolland, Stadtbergen</i>				4
Wüsteninsel	tätiger Vulkan auf Sizilien		Kfz.-Z. Erlangen					
					int. Raumstation (Abk.)			
					Nagetier	Nordpolargebiet	geplant handeln	
ohne Inhalt			Lichtreflektor			dt. TV-Moderator (Stefan)		
japanischer Wintersportort		italienisch: ja		eine Apfelsorte	englische persönl. Anrede	Abfahrtskilauf	Kfz.-Z. Koblenz	10
					an Stelle von			
			3					
Ausstellungsgebäude	Hochschulen (Kw.)	finn. Formel-1-Pilot (Mika)		Spielfeldrand				8
					luftförmige Materie		türk. Großgrundherr	das Seiende (philos.)
ägypt. Militär u. Politiker †	9				Figur in ‚Land des Lächelns‘	Abk.: siehe unten	100 qm in der Schweiz	
französisch: Insel				betreuen, pflegen				
Bräunungsstudio							Vorort v. Lüttich (Belgien)	

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 10:
Beliebtes italienisches Heißgetränk
Auflösung aus Heft 3: **SEBASTIAN**

	P		A					V				
P	A	R	A	N	U	S	S	A	A	K	E	
T	R	E	F	E	R	E	N	Z		R		
B	O	T	S	W	A	N	A	M	A	U	L	
I	M	M	E					H	E	R	N	E
	I	V						L	T	G		
	U	S	A					D	O	R	E	
	M	A	L					E	P	E	N	
	T							N	I	U		
A	G	I	O		Z	F		A	A			
K	E	R	B	T	I	E	R	S	T	A	R	
	S	E	O	R	E	S	P	E	K	T		
	U	P	F	E	R	D	U	Z				
S	C	H	A	F	U	E	R	K	E			
H	R	E	D	N	E	R	E					
V	E	R	A	E	R	G	E	R	T	E		



„Entweder wird Daniel mal ein großer Künstler oder ihm fehlt einfach nur etwas Nachhilfe-Unterricht in Anatomie!“

Illustration: Jakoby

Erzählung Die Langlauflegende

Es war Sonntag, eigentlich wollte ich ausschlafen, als meine Nachbarin anrief. „Es hat geschneit“, rief sie freudig. Gilt dein Angebot noch?“ Ich wusste nicht, was sie meinte. Was hatte ich wohl versprochen? „Du wolltest mit mir Langlaufskifahren gehen“, rief sie. „Du warst doch mal Landesmeister, hast du erzählt!“

Dunkel fiel es mir wieder ein. Offenbar hatte ich etwas übertrieben. Natürlich lagen ein paar Langlaufski auf dem Dachboden und ich hatte sie ein paar mal benutzt, aber das lag schon einige Jahre zurück. Beim Abwärtsfahren hatte mein Anblick öfter meine Mitläufer erheitert ...

So etwas ging mir jetzt durch den Kopf, aber ich wollte sie nicht einfach abwimmeln. „Schneit es noch?“ fragte ich. „Ja, und wie.“ In ihrer Stimme war wieder diese Begeisterung, die mir so zu schaffen machte. „Wenn es so viel Schnee hat, kann man bestimmt nicht laufen“, meinte ich sachkundig.

Sie antwortete zu schnell, um mir auch nur den Hauch von Hoffnung zu lassen. „Ich habe schon angerufen. In Hürten wird gespurt.“ „Aber wenn es so stark schneit, sind da nicht die Straßen zu? Ich habe keine Winterreifen montiert. Da möchte ich dich nicht in Gefahr bringen“, warf ich ein.

„Natürlich verstehe ich das. Wir fahren mit meinem Auto. Ich habe Winterreifen drauf, wie jeden Winter. Keine Sorge.“ So einfach wollte ich nicht aufgeben. „Aber du hast keinen Dachträger!“, rief ich triumphierend. „Natürlich habe ich einen“, entgegnete sie lachend.

Jetzt fiel mir nichts mehr ein. „Gut, war ja auch nur so ein Gedanke von mir. Ich komme selbstverständlich mit.“ Ich legte den Hörer auf und überlegte, wo ich das Buch „Langlaufen leicht gelernt“ hingerräumt hatte. Ich fand es nicht und ergab mich meinem Schicksal.

Einige Stunden später waren wir am Ziel. Mir fiel sofort auf, dass meine Nachbarin die modernste Ausrüstung trug. Ich dagegen hatte alte Ski, alte Skischuhe, und von der Kleidung wollte ich gar nicht erst reden. Sie stand längst auf den Brettern, als ich mich noch mit meiner alten Bindung abmühte. Meine Nachbarin schaute mir eine Weile zu, dann meinte sie trocken: „Heb mal die Bindung an, dann rastet sie von alleine ein.“ Irgendwann schaffte ich es, mit beiden Füßen auf den Skiern zu stehen. Sie lächelte mir zu. „Können wir?“

Ich nickte und sagte überlegen: „Du musst immer einen Ski vor den anderen setzen. Und mit den Stöcken nachhelfen. Schau, so!“ Es blieb beim Versuch. Sofort lag ich im Schnee. „Es ist halt schon einige



Jahre her“, zuckte ich die Schultern und setzte hinzu: „Geh du vor! Der Bessere soll immer hinten laufen.“

Das letzte hätte ich nicht sagen sollen. Sie glitt leichtfüßig davon. Ich befürchtete schon, sie ganz aus den Augen zu verlieren, als sie ein gutes Stück weiter auf mich wartete. Ob ich wollte oder nicht, ich musste ihr folgen. Als ich sie erreicht hatte, war ich dreimal gestürzt.

„Du läufst wunderbar“, schmeichelte ich ihr und fügte arrogant hinzu: „Du solltest aber deine Kräfte besser einteilen. Wir müssen auch wieder zurück.“ Sie nickte und schaute mich mit großen Augen an. „Du hast recht. Schließlich warst du ja Landesmeister.“

Ein ironischer Unterton war nicht zu überhören. Ich räusperte

mich. „Na ja, in Wahrheit haben meine Künste eher andere belustigt.“ „Ist trotzdem lieb, dass du mitgekommen bist. Ich muss dir auch etwas gestehen: Ich war mal Jugendmeisterin. Aber wenn ich dir das vorher gesagt hätte, wärst du bestimmt nicht mitgekommen. Allein laufen macht mir keinen Spaß. Und so schlecht läufst du wirklich nicht. Das sind nur die alten Ski.“

Sie stieß mit beiden Stöcken ab und glitt ins Tal. Ich ließ mir Zeit. Nun machte es mir sogar Spaß. Der Schnee lag noch einige Wochen und ich kaufte mir neue Ski. Und dann war ich es, der bei der Nachbarin anrief und sie fragte, ob sie nicht mit zum Langlaufen möchte. Und es kam nie vor, dass sie nein sagte.

Text: Paul Szabó; Foto: gem

Sudoku

9	2				3	1	6
7	6		2	1	4		
8	5	3	9		7	2	
3	4		9	7		6	2
	9				4	3	
5		8	4		1		7
4		7	1	5	2		8
	6		3	8	5	7	1
5	1	8		9		4	

Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 3.

9			8	7	5		
8	5	4			2		
			5	2	8		1
	6	9		3	8		5
		1		2	6		3
	4	3					9
4			6	7			5
			2	1			6
1	7						4





Foto: Bildpixel/pixelio.de

Hingesehen

Eine Meldung schockte die römische Caritas: Die Stadtverwaltung Rom kündigte an, die Einnahmen der Münzen aus dem Trevi-Brunnen nicht mehr dem Hilfswerk zukommen zu lassen. Nach heftigen Protesten rudert Virginia Raggi, Roms Bürgermeisterin zurück. Der Caritas sollten nicht nur die Einnahmen aus dem Trevi-Brunnen, sondern zusätzlich aus allen anderen Brunnen Roms zukommen, versprach Raggi. Eine erste Mitteilung der Stadtverwaltung sei missverständlich gedeutet worden. Im vergangenen Jahr warfen die Touristen Millionen im Wert von 1,5 Millionen Euro in den Trevi-Brunnen. Der Volksglaube besagt, dass derjenige, der eine Münze in den Brunnen wirft, Rom wiedersehen wird.

Mario Galgano

Wirklich wahr

„Anti-Abschiebe-Industrie“ lautet das Unwort des Jahres 2018. Der Ausdruck unterstelle denjenigen, die abgelehnte Asylbewerber rechtlich unterstützen, die Absicht, auch kriminell gewordene Flüchtlinge zu schützen und damit in großem Maßstab Geld verdienen zu wollen, sagte die Jury-Sprecherin Nina Janich.



Ex-Verkehrsminister Alexander Dobrindt (Foto: imago) hatte im vergangenen Mai gesagt, eine „aggressive Anti-Abschiebe-Industrie“

gefährde die öffentliche Sicherheit. Dobrindt habe den Ausdruck „als offensichtlichen Kampfbegriff in die politische Diskussion eingeführt“, sagte Janich.

Die Jury hat nach eigenen Angaben 902 Einsendungen mit 508 verschiedenen Vorschlägen erhalten. „Unwörter“ waren zuletzt „alternative

Fakten“ (2017), „Volksverräter“ (2016), „Gutmensch“ (2015), „Lügenpresse“ (2014) und „Sozialtourismus“ (2013). *KNA*

Zahl der Woche

4136

Christen sind laut Open Doors im vergangenen Jahr ermordet worden. Damit ist die Zahl der dokumentierten Morde an Christen im Vergleich zum Vorjahr (2782) um fast 50 Prozent angestiegen, heißt es im Weltverfolgungsindex der christlichen Hilfsorganisation.

Die jährlich veröffentlichte Rangfolge listet die 50 Staaten mit der stärksten Christenverfolgung auf. Nordkorea – seit 2002 an der Spitze –, Afghanistan und Somalia bleiben weiterhin auf den vorderen Plätzen der Negativ-Liste; Libyen springt von Platz sieben auf vier.

Eine „alarmierende Zunahme“ bescheinigt Open Doors der Christenfeindlichkeit in China. 2018 seien dort mehr Christen als in jedem anderen Land inhaftiert worden: 1131 gegenüber 134 im Vorjahr.

Die Rangliste wird von manchen Experten kritisch gesehen, weil eine Definition von Verfolgung schwierig ist. *KNA*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Romana Kröling, Simone Sitta,
Nathalie Zapf (Nachrichten)

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 36 vom 1.1.2019.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign und Marketing:
Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice und Vertrieb

Vertrieb: Karola Ritter
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg

Telefon: 0821/50242-13
Fax: 0821/50242-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 22,35.
Einzelnummer EUR 1,80.
Bestellungen nimmt der Abonentenservice entgegen.

Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wer eine Münze in den Trevi-Brunnen wirft, soll Rom sicher wiedersehen. Welchen Effekt haben zwei Münzen?

- A. Der Werfer wird ein ganzes Jahr lang gesund bleiben.
- B. Der Werfer kann sich auf baldigen Nachwuchs freuen.
- C. Der Werfer wird sich in eine(n) Römer/Römerin verlieben.
- D. Der Werfer wird finanziellen Erfolg haben.

2. Welcher Film machte den Trevi-Brunnen bekannt?

- A. Eat Pray Love
- B. Gladiator
- C. Indiana Jones
- D. La Dolce Vita

0 2 ' 1 :6uns07

Von Aquaviva bis Zephyrin

In Kürze erscheint ein Buch über die oft besonderen Namen von Ordensleuten

Sie heißen Gaudiosus, Laborator oder Obœdientissima: Im Kloster tragen viele Menschen ausgefallene Namen. Frater Tarcisius Sztubitz (27) aus der österreichischen Zisterzienserabtei Stift Heiligenkreuz im Wienerwald hat über dieses Thema seine Diplomarbeit geschrieben, die demnächst auch als Buch erscheint. Sztubitz spricht im Interview über die Geschichte dieser merkwürdigen Benennungen und über die nicht immer freudigen Reaktionen darauf.

Frater Tarcisius, welcher Ordensname ist für Sie der skurrilste?

Da habe ich bei meinen Recherchen viel Bemerkenswertes kennengelernt. Besonders ausgefallene Namen gab es in den Schwesterngemeinschaften des 19. Jahrhunderts, die sehr groß waren und deshalb viele, viele Benennungen für ihre teils über 1000 Mitglieder brauchten. Und jede sollte ihren eigenen einzigartigen Namen erhalten; dahinter steckte auch der Gedanke, dass jede Berufung einmalig sei. Da musste man also erfinderisch werden und hat zum Beispiel aus Marien-Titeln Bildungen wie Castissima gebastelt, die Keuscheste, oder Obœdientissima, die Gehorsamste.

Wie sind Sie auf das Thema gekommen?

Schon als Jugendlicher habe ich mich dafür interessiert, auch weil ich eine Großtante hatte, die Ordensfrau war, Schwester Juliana. Und im Studium habe ich festgestellt, dass es kaum Literatur auf dem Gebiet gibt. Also habe ich selbst mit Nachforschungen begonnen.

Was wissen Sie nun über die Geschichte der Namen von Ordensleuten?

Die Tradition der Neubennungen gab es bereits im frühen Christentum. Als Zeichen von Bekehrung und einer wichtigen Position in der Kirche war sie schon im Frühchristentum bei Taufen und Bischofsweihen üblich, bei der Papstwahl hat sie sich ja bis heute erhalten. In den Ordensgemeinschaften verbreitete sie sich erst später, langsam ab dem 11. Jahrhundert, und zwar vermutlich aus zwei Gründen.

Welchen?

Erstens aus praktischen. Im Spätmittelalter reduzierte sich die Vielfalt der Namen. Bis dahin kannte man noch viele Ruf- und Spitzna-

►
Frater Tarcisius Sztubitz ist Zisterzienser in Heiligenkreuz bei Wien. Er durfte sich beim Eintritt in den Orden seinen Namen selber aussuchen. Diese Freiheit gab es früher nicht: Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil wurde der Ordensname meist von den Klosteroberen zugeteilt, sagt Frater Tarcisius im Interview.

Foto: KNA



men, die wie Eigennamen verwendet wurden. So hatte der heilige Franziskus eigentlich den Taufnamen Giovanni, wurde aber wegen seiner französischen Mutter Francesco, also „kleiner Franzose“, gerufen. Mit der Neuzeit verschwand diese Bandbreite, irgendwann gab es nur noch wenige Standardnamen. Umbennungen machten es nun möglich, die Namenshäufungen zu vermeiden. Zweitens waren geistliche Gründe ausschlaggebend. Der neue Name galt als eine Art Programmträger, als Symbol der Erneuerung.

Wie entwickelte sich die Tradition der Umbennungen weiter?

Ab dem 15. Jahrhundert hat sich der Brauch bei den Benediktinern stark verbreitet. Er wurde nämlich zum Ausdruck der damals umfassenden Ordensreformen. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts, nach dem Konzil von Trient, setzten sich klösterliche Umbennungen in einigen anderen Orden durch, auch bei den Zisterziensern.

Wie werden Ordensnamen eigentlich vergeben?

Zunächst mal: Längst nicht alle Gemeinschaften vergeben sie. Die Jesuiten etwa nicht. Da aber, wo es sie gibt, war es bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962 bis 1965) meist so, dass der Obere oder die

Oberin den Namen zugeteilt hat. Sie leiteten dieses Vorrecht aus ihrer „Vater-“ oder „Mutterschaft“ ab, so wie Eltern auch ihre Kinder benennen. Die Wahl als Novize brav anzunehmen, wurde als Ausdruck von Gehorsam betrachtet.

Wie gingen die Oberen bei der Vergabe vor?

Da gab es verschiedene Haus Traditionen, auch kuriose: Manchmal wurden die Namen alphabetisch verteilt, inklusive ungeläufiger Buchstaben. So hießen manche Mönche dann Xaver, Yvo und Zephyrin, allesamt nach Heiligen. Wobei Yvo sich eigentlich Ivo schreibt und Xaver ursprünglich ein Familienname war: der des heiligen Franz Xaver. Man musste eben erfinderisch sein.

Spielten auch Äußerlichkeiten eine Rolle?

Ja, Christophorus konnten Hochgewachsene geheißt werden, Pulcheria Schöne. Im Barock begann man dann mit Namensspielen: Man dichtete zusammen, was hübsch klang. Aquaviva beispielsweise, lebendiges Wasser. Ferner kamen damals sogenannte Tugendnamen auf: Laborator, der Arbeitssame, Sophronia, die Besonnene, Gaudiosus, der Freudenhafte. Diese Titel galten auch als Maßgabe fürs Klosterleben.

War denn tatsächlich immer jede und jeder voller Freude über den neuen Namen?

O nein. Es gibt Berichte von missmutigen Mienen, gar von durchweinten Nächten. Seit dem Zweiten Vatikanum dürfte sich die Lage entspannt haben. Seither wird ein Ordenseintritt nicht mehr nur als Abkehr von der Welt, sondern vor allem als Vertiefung der Taufe begriffen. Novizen dürfen nun ihren Taufnamen oft behalten oder Vorschläge für einen Ordensnamen machen. So war das auch bei mir. Getauft wurde ich auf Georg. Im Stift habe ich mir Tarcisius als Namen gewünscht, den Patron der Messdiener. Ich war nämlich lange Zeit Oberministrant.

Interview: Christopher Beschnitt

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt von PLAN International Deutschland „Patenschaften“, Hamburg. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Kaufgesuche

Wir kaufen
Wohnmobile + Wohnwagen
03944-36160, www.wm-aw.de Fa.



*Wir müssen das Evangelium nicht lesen,
wie ein Notar ein Testament liest,
sondern wie es der Erbe liest.*
Isaac Newton

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 27. Januar
Heute ist ein heiliger Tag zu Ehren des Herrn, eures Gottes. (Neh 8,9)

Der Sabbat genießt im Judentum einen sehr hohen Stellenwert. Als Nebeneffekt aus seinen Geboten ergibt sich, dass jenen, die ihn streng halten, am Sabbat sehr viel Zeit zur Verfügung steht. Dies mag auch ein Grund für die hohen kulturellen Leistungen des Judentums sein. Zeit, die für Gott reserviert wird, ist in vielerlei Hinsicht gewonnene Zeit.

Montag, 28. Januar
Hl. Thomas von Aquin
Ich betete, und es wurde mir Klugheit gegeben; ich flehte, und der Geist der Weisheit kam zu mir. (Weish 7,7)

Der rechte Umgang mit Glaube und Wissen, die kluge und maßvolle Hinordnung beider aufeinander, kann zu Weisheit führen. In der Weisheit, die in Gott ihren Ursprung hat, kann man erkennen, was zur rechten Zeit notwendig ist. Der Lehrer einer solchen Weisheit ist Christus selbst.

Dienstag, 29. Januar
Das Gesetz enthält nur einen Schatten der künftigen Güter, aber nicht die Gestalt der Dinge selbst. (Hebr 10,1)

„Seht ihr den Mond dort stehen? Er ist nur halb zu sehen und ist doch rund und schön. So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn.“ (Gotteslob Nr. 93/3)

Mittwoch, 30. Januar
Die Saat ging auf und wuchs empor und trug dreißigfach, ja sechzigfach und hundertfach. (Mk 4,8b)

Wenn die Saat aufgeht und emporwächst, wächst sie dem entgegen, von dem sie letztlich ausgeht. Gott ist der Geber alles Guten; er stellt für alles eine gewisse Zeit zur Verfügung. Wie und ob die Saat aufgeht, bleibt dem Menschen

aber entzogen. Er kann sich um sie kümmern, muss aber im Letzten doch auf Gott vertrauen, ohne den nichts aufgeht. Am Ende wird Gott auch alles zurückfordern, und der Kreis schließt sich.

Donnerstag, 31. Januar
Hl. Johannes Bosco
Wer so klein sein kann wie dieses Kind, der ist im Himmelreich der Größte. (Mt 18,4)

Welchen Nachteil hätte ich, wenn ich ab und zu eine gewisse kindliche Haltung einnähme?

Freitag, 1. Februar
Werft also eure Zuversicht nicht weg – sie hat großen Lohn. (Hebr 10,35)

Die Erfahrung lehrt: Mit einer positiven Grundeinstellung ist die Hälfte schon gewonnen. Wenn das bei Gott anders wäre, wenn er uns Menschen gegenüber nicht zuversichtlich wäre – wäre er dann Mensch geworden?

Samstag, 2. Februar
Darstellung des Herrn – Lichtmess
Seht, ich sende meinen Boten; er soll den Weg für mich bahnen. (Mal 3,1)

Heute leuchtet das Festgeheimnis der Weihnacht nochmals auf: Gott wurde Mensch und hat so das ganze Menschsein mit all seinen Dimensionen angenommen. Er setzt somit großes Vertrauen in den Menschen. Durch dieses Vertrauen gestärkt, liegt es nun an jedem Einzelnen, selbst zum Botschafter für Gott zu werden und ihm den Weg zu bereiten – weit über Weihnachten hinaus!

Frater Gregor Schuller ist Benediktiner aus der Abtei Metten (Bistum Regensburg). Im Kloster versieht er die Dienste als Organist und Kantor. Er ist Diakon und derzeit im Rahmen des Pastoral-kurses Pastoralpraktikant in der Pfarrei St. Johannes Evangelist in Waldsassen.



Anmeldeschluss:
24. März 2019



Leserreise 19. bis 24. Mai 2019

Via Sacra Teil II – Unterwegs im Dreiländereck von Deutschland, Polen und Tschechien:
Zittau | Zittauer Gebirge | Cunewalde | Bautzen | Friedenskirche Schweidnitz |
Begegnungszentrum Gut Kreisau | Rumburg | Reichenberg | Haendorf

Kommen Sie mit auf die Via Sacra Teil II und erkunden Sie historische Städte und Stätten sowie eine bezaubernde und abwechslungsreiche Landschaft. Auch wenn Sie bei der ersten Leserreise bereits dabei waren, werden Sie viel Neues entdecken!

Preis pro Person im DZ: EUR 795

Abfahrt: 7.30 Uhr Augsburg
Zustiege: 7.50 Uhr Friedberg
9.30 Uhr Regensburg

Partner der via sacra

GÖRLITZ - TOURIST



Hörmann Reisen
am besten...

Fotos: ©LianeM - stock.adobe.com, ©Marcin - stock.adobe.com, Görlitz-Reisen

Reiseprogramm anfordern bei:
Tel. 0821 50242-32 oder Fax 0821 50242-82
Katholische Sonntagszeitung · Leserreisen
Postfach 11 19 20 · 86044 Augsburg
leserreise@katholische-sonntagszeitung.de

Ja, senden Sie mir umgehend Ihr Programm zur Leserreise „Via Sacra II“

Name, Vorname

Straße

PLZ, Ort

Telefon

E-Mail